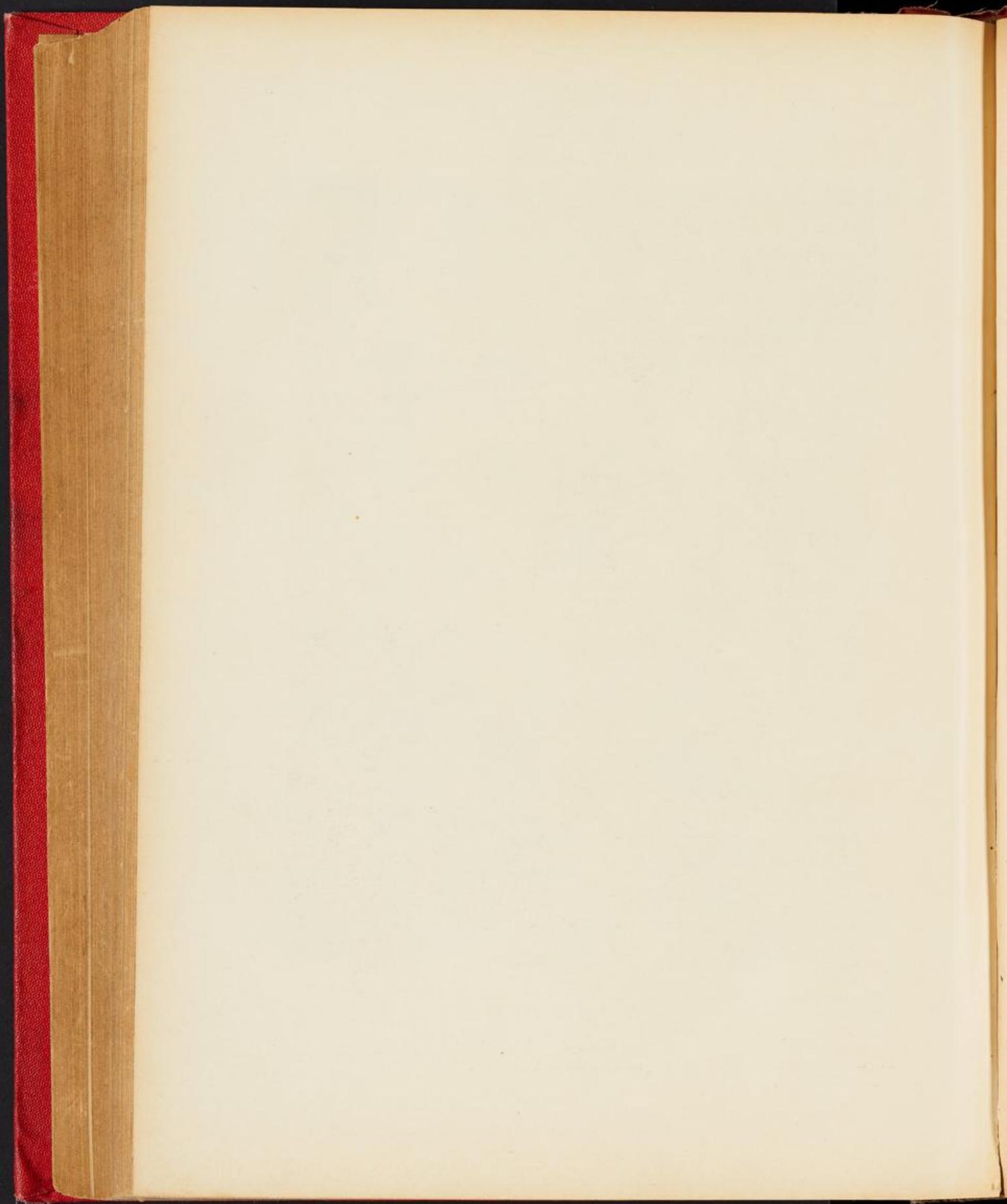


In der Arena.

Originalzeichnung von Frank Kirchbach.
Verlag von Friedrich Weif Adermann in München.





Ihr Geheimniß.

Novelle von C. Döller-Lionheart.

(Fortsetzung.)

Nimmst Du es so wörtlich, alter Knabe, meine Bitte nämlich, meiner Frau den Kopf zu recht zu setzen. Schon gut Theuerste, der Schaden wird bald reparirt werden, habe von Steward schon Dein Leid erfahren, traf ihn am Hafen. Soll die erste beste Lady'smaid bringen, die er in Neapel austreiben kann. Sagte ihm, es wäre ganz gleich, welcher Nation, wenn sie nur ihre Sache versteht; und nun — cheer up — laßt uns gemüthlich sein, wie Ihr Deutschen sagt. Laßt uns zum Frühstück nieder sitzen, Kinder; never mind Dein Haar, Emmy, bind's meinethwegen zum Indianerschopf zusammen, Du wirst in meinen Augen immer die lieblichste der Frauen bleiben. Come along, wir wollen etwas Substanzielles beordern, habe einen Wolfsjunge, bin die ganze Nacht gefahren; mir kaum die Zeit lassend, mein Bad in Neapel zu nehmen, hab' ich die Ueberfahrt sofort ins Werk gesetzt, um diese kleine unartige Frau womöglich noch beim Aufstehen zu überraschen.“ Und dabei kneipte er ihr rosiges Ohr, schüttelte Lenz krampfhaft beide Hände, stellte Harmonie und gute Laune durch seine bezwingende Liebenswürdigkeit im Handumdrehen wieder her und machte aus Lady Emmily, was sie während der ganzen Reise nicht gewesen — die Liebenswürdigste der Frauen. Das holde blonde Köpfchen mit dem schwellenden Kindermunde zeigte jetzt erst, wo die schwollende Verdrossenheit gewichen, wie reizend es sein konnte.

II. 2.

Sir Spencer, seinem Aeußeren nach der typische Brit, war seiner ewiglustigen Gemüthsart nach der unenglische Engländer, der zu denken war. Seine hochschlanke, schmalschultrige Gestalt mit sehr langem Hals, auf dem der kleine längliche Kopf etwas sehr steif getragen wurde, erinnerte in dem braungefleckten Sommeranzug lebhaft an eine Giraffe; die großen freundlichen Augen selbst hatten den vertraulichen Blick. Sein röthliches Haar war nach englischer Manier correct geschneitelt und lief in einer Verlängerung als Bart ein Stückchen an dem röthlich angeflogenen, aristokratisch geschnittenen Gesicht entlang. Blühende Lippen und prachtvolle Zähne lachten unter dem Schnurrbartchen hervor. Er war kein schöner Mann, aber wie Lady Emmily mit Stolz betonte: every inch a gentleman bred and born — durch und durch ein Gentleman! Er trug sich wie ein solcher, er dachte und handelte wie ein solcher, er war ein Mensch, den man lieben mußte. Seine Figur, ja selbst seine langen schlanken Hände zeigten die ausgearbeiteten Sehnen eines Menschen, der sich in freier Luft körperlicher Beschäftigung hingiebt. Er liebte den Sport, Jagen, Fischen, Turnen, Rudern, weil seine Constitution körperliches Sichausarbeiten beanspruchte.

Acht Jahre jünger als der Professor, hatte er diesem, als er noch nicht Sir Spencer Haughton, sondern einfach Student Douglas in Heidelberg war, durch seine Körperkraft in einem Handgemenge mit

Strolchen das Leben gerettet. Der Deutsche war damals ein schwächtiges, schwächliches Bürschlein gewesen, der wieder den Briten geistig so übertrugte, wie dieser körperlich für ihn einzutreten vermochte. Das gab einen Kitt echter dauernder Freundschaft für Lebenszeit, und als der Engländer ganz unerwartet durch den Tod dreier Mittelsglieder in die Baronetschaft aufrückte und der Advolatenlaufbahn Valet sagen mußte, minderte sich das freundliche Verhältnis keineswegs und Spencer Haughton durfte an den alten Freund wohl die Anforderung stellen, seiner kranken Frau solange als Schützer zu dienen, bis er notwendige Geschäfte zu Hause abwickeln und nachfolgen konnte.

Sie saßen, ein glückliches Trio, noch eine Weile am Frühstückstisch und Sir Spencer ließ unglaubliche Massen von Fisch, Eiern und Beefsteak mit der englischen Wohlerzogenheit verschwinden, die kaum die Klauwerkzeuge sichtbar sich bewegen läßt. Er hob sein Glas, in dem die feurigen Thränen des Tiberius funkelten, dem Freunde entgegen. „Auf gut deutsch anklagen, Bruderherz,“ rief er angeregt, „ein Hoch der Vergangenheit, wo unsere Freundschaft begann, in den lustigen Heidelberg Tagen, ein Hurrah meiner süßen Gegenwart, —“ er verbeugte sich galant gegen die über und über erglühende Lady Emmily, — „ein Hurrah einer ähnlich glücklichen Zukunft für Dich, theurer Freund!“

Hell klangen die Gläser zusammen, erschrocken setzte Professor Lenz das seine aus der Hand. Mit einem unheimlichen Knistern war ein Sprung von oben bis unten hindurchgegangen.

„Glück und Glas!“ lachte er etwas gezwungen mit erblassten Lippen auf.

„Du bist doch nicht abergläubisch?“

„Ansinn,“ wehrte er ungeduldig ab.

„Nun, Kinder, hinaus. Laßt uns klettern und steigen, Bootfahren und Naturtneipen nach Kräften. Daß Du uns schon verläßt, alter Junge, davon kann keine Rede sein. Ach so, Dein Fuß, Lieblich. Nun freilich, da werden wir nicht weit kommen, aber bis an die Landung tragen wir Beide Dich schon, was Professor? Dein Haar, Kind? Ja, um Gottes Liebe willen, was ist da zu thun, glaube kaum, daß ich geschicktere Hände für Damentoilette aufzuweisen habe, als der da. Was thun, sprach Zeus?“

„Der Professor muß Miß Sybilla auftreiben.“

„Hörst Du, mein Lieber, was meine Frau von Dir verlangt? Schaffe diese sehr schätzwerthe Allerweltskünstlerin zur Stelle oder sei Ihrer Ladychaft Aagnade gewiß. Ich möchte schwören, es ist jene Miß Werder, von der Mhlady mir in allen Superlativen von sweetest, dearest und most ladylike in ihren Briefen vorschwärmt. Wichtig gerathen? — Schaffe sie todt oder lebendig, so

wahr Dir unsere Freundschaft werth ist. Du kennst Lady Emmily noch nicht, für sie giebt es überhaupt keine Unmöglichkeiten. — Vorwärts!“

Ob Georg Lenz dem Zufalle zürnte, der ihn auf Sybillens Spur drängte? Hätte er sonst einen schicklichen Vorwand finden können, der Ziehenden zu folgen?

Weshalb floh sie ihn aber?

In der Sonnengluth des Mittags stieg er die steilen Stufen von Ana Capri hinan. Er fühlte auf dem kahlen, sonnenverbrannten Fels die Siedehitze der herabschießenden Strahlen kaum, so sehr war er mit seinen Gedanken beschäftigt. Ja, der ernste Mann ertappte sich auf der Neigung zu einem Fragepiel an das Schicksal, das er als kindischen Aberglauben bei Anderen bespöttelt haben würde: Triffst Du sie ohne viel Mühe in der ersten Viertelstunde, gehört die Zukunft Dir. — Steil und senkrecht wie Riesenmauern steigen die Felsen empor von Capri bis zum Berge Salaro, weltabgeschieden, nur durch die Felsstiege überhaupt mit der übrigen Erde verbunden, liegt auf der Plattform das amuthige Städtchen Ana Capri.

Ein Mal, gerade, als er die Schicksalsfrage stellte, hielt er kurze Rast an der Capelle des heiligen Antonio; und in entzückter Umschau ließ er den Blick hinab auf Capri und die in träumerischer Ruhe blauenden beiden Meere schweifen. Dann schwebte vom Lufthauch getragen etwas zu ihm nieder von den, gleichsam in der Luft hängenden Gärten des Felsplateaus — oder kam es vom wildzerklüfteten grauen Felsgeröll der Ruinen des Kastell Barbarossa, dessen scharfe Kanten in den blauen Aether zu greifen schienen?

Näher flatterte es und näher, jetzt greift seine Hand danach, eine vom balsamischen Lufthauch getragene abgerissene weiße Blüthe mit lilasarbigen Staubfäden. Ist es eine Passionsblume? —

Nein doch. Als er höher steigt sieht er, daß die gleichen Blüthen zwischen alten Felsenwänden hängen, sieht die kleine grüne Kapernfrucht an demselben Strauch wuchern, und nun muß er seiner abergläubigen Furcht lachen, die ihm in der Wunde des Leidens und Entfagens, die Symbolik der Zukunft vorgaukeln wollte. Ist er denn urplötzlich zu einem empfindsamen Mädchen mit Nerven und Ahnungen und dergleichen überfinlichem Spul gewandelt? Er wäre der Rechte dazu! Er wird dem unbehaglichen Zustand noch heute ein Ende machen. Fest und entschieden will er noch heute mit Sybille sprechen — sie soll sein werden, ehe der Abend graut.

Unter weitschattenden Bäumen, ein lachender, üppigwuchernder Garten lag Ana Capri auf schrägem Abhang vor ihm, als er die Plattform des Salaro schweißstriefend, keuchend, außer Athem endlich

erreichte. Welch zauberhafter Anblick! Wie konnte er es ihr nachempfinden, daß sie sich mit ihrer Künstlerseele in diese grünende blühende Wildniß, unter die von Neben bis in die Kronen umwundenen Delbäume, in eines dieser malerisch in Gärten zerstreuten originellen Häuschen geflüchtet, — die unaussprechlich heilige Stille hinträumender Natur um sich, das Meer in unbegrenzten Fernen zu ihren Füßen, singende, heitere Kinder der Natur als einzige Gesellschaft, die in fleißiger Hand die Spindel drehen oder den Garten bestellen. Die Stadt der Frauen, in der eine einsame Frau sich heimisch fühlen muß.

Und er fand sie — die Viertelstunde auf seinem Chronometer war noch nicht zur Hälfte abgelaufen. In einer offenen Gartenkammer, im Rahmen von Grün, Weinlaub und rosenrothblühendem Oleander, wie ein schönes Bild anzuschauen, mit dem Diadem von Epheuranken um den klassischen Kopf geschlungen, so saß sie auf leichtem Binsenstuhl am hölzernen Tisch und skizzirte fleißig die bildschöne Spinnerin vor sich, die goldgelbe Seide mit stinker Hand aufspulte und leise süße Melodien dabei vor sich hinsummte, an deren bräunlichem Hals rothe Korallen und Goldgeschmeide funkelte, und deren dunkles Haar der silberne Pfeil im Nacken zusammenhielt. Es war ein Bild, an dem das Auge des Berliner Professors sich kaum satt sehen konnte, dessen holde Ruhe aber sein concentrirtes Anstaunen schnell genug stören mußte.

Sybille hob den Kopf, magnetisch von seinem Blicke angezogen, mit einem leisen Schrei. War's Ueberraschung, Schreden oder gar Unmuth? Sie ließ den Stift aus den zitternden Händen fallen und sprang auf.

Mit dem Hut in der Hand stand der Professor vor der offenen Gartenkammer, von der dunkeläugigen Capreseerin in naivem Staunen angestarrt und wagte keinen Schritt vorwärts in dieses Heiligthum der einsamen Frauen; ja, seine Stimme selbst wollte versagen vor stürmischem Herzklopfen, als er seine Botschaft von Lady Emmily ausrichtete, „der Gesandte einer höheren Macht.“ Sybillens erglühtes Antlitz hatte die blasser Farbe und das schwermüthige Lächeln wiedergewonnen, als sie den breiten, schattenden Strohhut aufsetzte, dem schönen Landeskinde eine glänzende Münze in die kleine braune Hand drückte und diese herzlich schüttelnd mit einem: „a riverdico“ schnell von ihr Abschied nahm.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Professor.“

„Wollen Sie mir nicht eine kurze Ausruhe nach dem beschwerlichen Aufstieg gönnen?“

„Ich weiß nicht,“ meinte sie zögernd, „ob die Concetta, deren Geliebter auf den Korallenfang nach Afrika gezogen ist“

„Lassen Sie nur — die Concetta. Wir wollen lieber in Gottes freier Natur uns ein Ruheplätzchen suchen.“

Noch ehe sie sich, durch mehr als einen schmerzhaften Blick, ein leises zagendes Kopfschütteln weigern konnte, hielt er sie bei der Hand und zog sie mit sich.

„Hier entrinnen Sie mir nicht,“ scherzte er grazios. „Um dieses grüne Stück Erde zog die Schaumgeborene selbst ihr magisches Band. Nennen Sie die Entstehungssage von Ana Capri, Sybille? Hören Sie nur: Ein junges Paar, das sonst nicht Glück noch Stern hatte, floh hier hinauf in die menschenöde Verlassenheit und baute sich sein Nest hier am Fuße des Solaro. Andere Liebespäpchen sind nachgefolgt und so entstand mit der Zeit diese der Liebesgöttin geweihte Colonie. Ist das nicht eine reizende Mythe, Sybille? und glauben Sie nicht, daß es wie Liebe und Trunkenheit ringsum in der Luft liegt, daß der kleine, pfeilausendende Gott noch heute diesem und jenem zauberbeschwungte Flügel leiht, um die steilen Stufen trotz Mittagsgluth und sengender Sonnenstrahlen zu erklimmen, einem Wesen folgend, das ihn mit Macht nach sich zieht.“ Er beugte sich leicht hinab zu der hochschlanken Frau neben sich; ihr aufgespannter Sonnenschirm hielt ihm aber ihren Gesichtsausdruck verborgen.

„Hören Sie, Sybille, mich packt ein wahnsinniges Verlangen, mit Ihnen allein, ganz abgeschnitten von Allem, was Mensch heißt, dort über der Erde gleichsam zu schweben. Haben Sie Kraft und Muth, wollen wir hinauf?“ Er deutete empor nach dem Gipfel des Solaro.

Einen Augenblick schien sie zu schwanken, zu zaudern, dann mußte sie etwas vorwärts drängen, das stärker war, als alle Vorsätze. — Sie sagte leise: „Ja.“

Auf pfadlosem Felsen kletterten sie, Einer sich an der Hand des Andern aufschwingend, mühsam empor zum Kamm des Berges. Ueber rothbraun wucherndes Haideland wanderten sie Hand in Hand, dann weiter, zwischen bizarr und wildzerklüfteten Kalksteinblöcken, umschwärmt von Cicaden und schillernd sich hinwindenden Lacerten, bis hin an den äußersten Rand, wo über schauerlichem Absturz eine Eremitenklaufe am Felsen klebte und unten in den Schluchten geheimnißvolle Schatten blauten. Um die Eremitage zog sich ein wohlgepflegtes Felsgärtchen. Todtenstill, wie ausgestorben lag Alles da.

„Nur Du und ich,“ murmelte Georg Lenz wie traumbeloren.

Die Thüren in der Einsiedelei standen weit offen. Ueber einem mit wilden Blumen malerisch geschmückten Hausaltar, hing ein kunstloses Mutter-

gottesbild neben geweihtem Delzweig und Rosenkranz. Auf dem harten Lager des Eremiten lag seine braune Kutte nachlässig hingeworfen, als habe er sie eben erst abgestreift.

Georg Lenz zog Sybille hinein in die stille Klausel, durch deren Fenster zu Füßen das Meer und der unbegrenzte, nur einmal noch vom Gipfel des Solaro mit der Telegraphenwarte durchschnittene Horizont hoch oben blaute.

„Nur Du und ich,“ stammelte er trunken, zum ersten Mal in seinem Leben in beinumungsloser Leidenschaft.

In der Klausel stand ein einziger Stuhl. Müde, gleichsam gebrochen von der ungewohnten Wanderschaft, sank er darauf nieder und zog Sybille, sie mit seinen beiden Armen umschlingend, auf seine Knie. Sie sträubte sich leise, glitt herab, stand neben ihm und dann, — einem unwiderstehlichen Impuls, gleichsam einer höheren Macht gehorchend, ließ sie doch wieder, leise schluchzend, ihre Wangen an seine sinken, wand den Arm fest um seinen Nacken, ließ sich stillfelig die geschlossenen Lider, die bleichen Lippen küssen.

Es war, als wolle sie alle Glückseligkeit des Lebens in diesem einzigen Moment erschöpfen. Sie ließ sich küssen, mit leisen sanften Lippen küßte sie ihn lange, innig, sehnlichsvoll, wie der Verschmachtende an der Quelle sich satt schlürfen mag.

„Mein!“ jubelte der Glückliche.

Das zerriß den Zauber. Sie fuhr empor, löste mit angstvoller Hast ihre Hand von seinem Nacken, prallte wie vor etwas Verbotenem vor ihm zurück.

„Das darf nicht sein,“ sagte sie schwer und ihre Arme fielen schlaff wie bei einer Todten an ihrem Körper herab; blaß wie bei einer Todten ward ihr eben noch so lebensvolles Gesicht. Er starrte sie entsetzt an ob dieser plötzlichen Wandlungen und durch seine Seele ging ahnungsvoll Etwas, das er irgendwo gehört oder gelesen — und nun halblaut vor sich hin sprach:

„Oft schau ich in Dein bleiches Angezicht
Und quäle mich mit nimmermüden Fragen:
Was ohne Worte Deine Lippe spricht,
Was Deine ernsten Geistesaugen sagen.
Mich fasset dann ein heimlich Grauen an,
Wie uns im Wald befällt ein leises Zagen,
Ein Kreuz zu sehen, wo den Wandersmann
Des Räubers unheilvolle Faust erschlagen.
So dünkt mich oft Dein Haupt ein Leichenstein,
Dem nicht der Kranz des Lebens mehr beschieden!
Der nur bestimmt, ein stilles Mal zu sein,
Wo man erschlug den schönen Seelenfrieden!“

Den schönen Seelenfrieden, — ja, das war es! Der war für sie dahin mit ihrer Schuld oder durch die Schuld Anderer; sie jagte ihm ruhelos nach, wie ihrem verlorenen Schatten. Was hatte sie gefrevelt, was war an ihr gefrevelt worden? — Es mußte etwas Gräßliches sein, um als so dauernde

Signatur des Grams sich ihrem ganzen Wesen einzubrennen. Er mußte es erfahren, er wollte die Mauer niederrennen mit eisernem Willen, wenn es nicht eine war, über die es für den Mann von Ehre keine Stufen giebt.

Großer Gott, wohin verirrt sich seine Seele. Sieh dieses arme geknickte Weib an, dessen angstvolle Augen jetzt in Deinem Geiste lesen, sieh diese keusche Stirn, dieses reine offene Antlitz, den' all der tausend köstlichen Worte, die dir ihre edle Seele in den vielen Stunden des Beisammenseins erschlossen und sie dich lieben gelehrt und Du wagst es, auch nur mit einem Zweifel diese Holde, Hehre anzutasten! Schäme Dich, kleine Seele, schäme Dich, Georg Lenz!

Er streckte ihr in schönem Vertrauen zuversichtlich beide Hände entgegen.

Sie nahm sie nicht. Zögernd kam sie, seinem bittenden Blick gehorchend, Schritt auf Schritt an ihn heran. Da blieb sie aufgerichtet, die Hände fest über der Brust verschlungen, vor ihm stehen und sah ihn lange durchdringend an.

„Wir kennen uns so kurze Zeit erst,“ rang es sich ganz abgebrochen, wie einem inneren Gedankengange folgend, aus ihr heraus.

„Mehr als Manche, die ein Jahrzehnt neben einander hingedämmert, so viel Sybille, daß wir Beide deutlich fühlen: wir gehören unabänderlich zusammen!“

„Und doch kann es nicht sein!“

„Weshalb nicht?“

„Darf nicht sein!“ raffte sie sich zu immer entschlossenerem Protest auf.

„Sind Sie nicht frei, Sybille?“ fragte er hastig, angstvoll.

„Ganz frei,“ sagte sie bestimmt.

„Und was steht zwischen uns?“

„Das Schicksal!“

„Nonsens. Eingebildete Schemen lasse ich nicht zwischen mir und meinem Lebensglück stehen, Sybille.“

„Es sind keine eingebildeten.“

„So laß mich entscheiden. Du mußt mir beichten. Du hast die Pflicht dazu,“ sprach er mit leidenschaftlichem Nachdruck auf sie ein.

„Ich weiß es,“ sagte sie niedergeschlagen und doch ergebungsvoll und ihre Hände rangen sich angstvoll in einander. Dann mit verzweifelter Entschlossenheit: „Sag mir Eins: Glaubst Du, daß Schopenhauers tieftraurige Behauptung wahr ist? Folgen wir in unserem Thun einer dunklen Vorherbestimmung oder hat er Recht, wenn er sagt: So steht auch ganz empirisch jedes Wesen als sein eigenes Werk vor uns. Aber man versteht die Sprache der Natur nicht, weil sie zu einfach ist: Großer Gott, ich habe mir über diesen vernichtenden

Urtheilspruch den Kopf wund gedacht. Welch furchtbare Verantwortung wälzt er da auf unsere Seele, wenn er dem tückischen Zufall, oder nenne ich es höhere Bestimmung, keinen Raum gönnen will."

"Was beschwert Dein Gewissen, Theuerste, sprich Dich aus," sagte er in den weichsten Tönen der Liebe.

Sybille war allmählich an ihm niedergeglitten, das Antlitz in die Hände begraben flehte sie tonlos: "Sieh mich nicht an — ich will Dir Alles beichten."

Da schritt der Klausner eben zur Einsiedlerei herein. Er trug ein Bündel Reisig auf dem Rücken und begrüßte die unerwarteten Gäste mit einem freundlichen Neigen des ehrwürdigen Hauptes.

Sybille war, sobald sie den fremden Schritt heranschließen hörte, emporgesprungen, Professor Lenz suchte verlegen und zerstreut in seinen Taschen.

"Wir haben hier etwas unfreiwillig Euere Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müssen. Erlaubt mir padre, für Euere Armen . . ." und dabei suchte er immer hastiger in seinen Taschen und riß Notizbuch, Taschentuch, Brieftasche heraus, Alles vor sich auf den Tisch werfend, ehe er seine Geldtasche fand.

Während er darin nach passender Geldmünze framte, glitt die Brieftasche von der Tischkante herab und klappte, gerade vor Sybillens Füßen aufsprallend, auf dem Fußboden auseinander. Sie beugte sich unwillkürlich danach herab und dann kam ein ächzender Laut von ihren Lippen, ihre Finger zuckten zurück wie verbrannt, ihre Augen hingen stier voll Grauen und Schreck an dem Miniaturporträt auf der Innenseite der Tasche, ihr ausgestreckter Finger deutete geistesabwesend auf das lächelnde Bildniß hin.

"Wer ist das?" kam es in irrem Entsetzen von ihren aschbleichen Lippen; ihr Gesicht überzog grünlichblasse Leichenfarbe, es sah unheimlich steinern aus.

Sein Herz stand still vor Schreck. War das die furchtbare Lösung des Räthsels? Wollte und konnte sie ihm deshalb nicht angehören, litt sie an periodischer Geistesstörung und wußte, fürchtete das — Mit unsäglichem Mitleid breitete er ihr seine Arme entgegen. — Sie floh vor seiner Berührung, in irrer Angst stürmte sie davon, an dem verdunsteten Eremiten, an dem tödtlich erschoenen Arzt vorüber und dem Nachfolgenden voranjagend, die vielen Stufen hinab wie vom Feind geheht.

III.

Ihr nach, ihr nach! Ihn durchgrauste die Furcht, sie könne in ihrem Wahn die Stufen verfehlen, ausgleiten, zerfchmettert da unten ankommen.

Aber körpergewandt wie eine Gemse mit sicherem Sprung nahm sie Stufe um Stufe, ohne daß er sie zu erreichen vermochte. Jetzt war sie unten, nun stand sie athemholend, wie eine scharfschnittene Silhouette in dem hellen strahlenden Licht, — nun erblickte er sie schon im Garten der Locanda.

Da nahm sie eben Lady Emmily, auf Sir Spencers Arm forthumpelnd, in Empfang und küßte sie wie nach langer Trennung. Nun war sie geborgen! Er konnte langsamer nachfolgen.

Welch eiserne Selbstbeherrschung das junge Weib gewohnt sein mußte, oder war der Paroxismus jetzt nur verrauscht und klare Besinnung zurückgekehrt?

Sie stand hinter Lady Emmilys Stuhl und nestelte mit flinken geschickten Händen das lange Haar zu grazioser Frisur auf, als Professor Lenz mit scharfem Klopfen bald darauf bei seinen Freunden Einlaß begehrte. Ganz wenig nur zitterte die Bürste in ihrer rechten Hand, mit der sie das goldige Stirngelock glatt strich, aber ihre Wangen sahen erschreckend bleich und hohl wie nach überstandener schwerer Krankheit aus, obgleich die Lippen das wohlgezogene Lächeln festzuhalten bemüht waren, mit dem man in der Gesellschaft sich verpflichtet fühlt, dem Klagelied Anderer zuzuhören.

Das Werk war vollendet, das süße Gesicht Lady Emmilys lächelte in hoher Befriedigung aus dem Toilettespiegel heraus, dann umhalste sie in Ekstase ihre „dear Miss Sybill.“ Diese stand im nächsten Augenblick allein an dem Tische, theilnahmlos für ihre Umgebung, gedankenverloren und auch vergessen von dem glücklichen jungen Paar, das in der Sophaecke sich tausend Dinge nach der langen Trennung von drei Wochen zuzuflüstern hatte.

Professor Georg Lenz legte seine Hand auf ihren Arm. Sie schreckte auf, bebte von Kopf bis Fuß, hob das gesenkte Haupt; nun trafen ihre Augen ineinander. In ihren lag der flehentliche Blick des gehezten, todtwunden Wildes — ein Appell an sein Mitleid, eine unbeschreiblich rührende Bitte: quäle mich nicht! — in seinen bange Sorge, ängstliche Liebe, — grenzenloses Mitleid.

Ihre beiden gefallenen Hände hob sie beschwörend jetzt zu ihm auf. „Gönne mir Ruh — laß mich zu mir selber kommen — morgen," konnte er aus dem undeutlichen Gemurmel mühsam zusammenlesen.

Leise drückte er ihre verschlungenen Hände, wandte sich auf dem Absatz und ging hinaus. Im Gastzimmer kostete er, das veräumte Mittagbrod nachzuholen, appetitlos an einer Wachtel herum, dann schlenderte er lange zwecklos durch die blühende Wildniß. Als die Sonne zur Rüste ging, wanderte er hinab an den Strand und rief einen Fischer an, der auf einem großen Kiesel saß und die Maschen seines Netzes ausbesserte.

Dann saßen sie Beide in der zierlichen Barke und schaukelten hinaus auf das fast unbeweglich stille, in rosenrothe Gluth getauchte Element.....

Sybille hatte sich mit einer gemurmelten Entschuldigung von dem Diner des jungen Ehepaars befreit und war hinausgeglitten unter die Arkaden.

Rastlos mit über der Brust verschlungenen Armen wandelte sie eine Weile da auf und ab. Die langen Nebenranken zitterten über ihrem Haupte, die rosige Abendgluth verglomm; wie gestern trieb der Mond sein neckisches Spiel in der grünbedachten Säulenhalle. O welch ein Abstand zwischen Gestern und Heute — ein Menschenalter lag dazwischen. Gestern war sie dem lockenden Glück nur ausgewichen, sich und ihm Zeit lassend zu reiferer Prüfung. Gestern noch hatte sie hoffen dürfen, einen Pakt zu schließen mit den finsternen Schicksalsmächten, sich möglichen Falls loszukaufen durch ein offenes Geständniß. Vielleicht dachte der Mann groß genug, sie trotz alle dem und alle dem an sein Herz zu nehmen; sie entfühnt zu sehen von der schweren Schuld, einer Welt und ihren Vorurtheilen Trost zu bieten, im Stolz seines Selbstbewußtseins. Heute — heute — o großer Gott, heut stand das Grauenhafte ja gerade zwischen ihr und ihm.

Ja, sie liebte ihn, wie das denkende reife Weib den Mann liebt, lieben muß, um seiner reichen Innerlichkeit willen; es gab kein Losreißen mehr, wie bei der tändelnden Jugend, kein schnelles Vergessen und Aufgeben — sie riß sich von ihm mit ihrem Herzblut. Er hatte die Arbeit, die ernste, wichtige, mit dem Leben ausführende Arbeit und sie? —

Und sie hatte damals verzweifeln wollen, wo sie ein Heim, die Achtung der Menschen, eine Zukunft besaß? O, was war das Leid von damals gegen die durchwühlende Verzweiflung des armen Parias, der das Rettungsboot mit eigenem Fuß von sich stoßen und in den brandenden Wogen weiter ringen muß, bis — bis er sinkt.

Schneidend lachte sie auf und ihre Ellbogen auf die steinerne Balustrade gestützt, starrte sie mit heißen Augen auf das phantastische Weben des Mondlichts.

Schneeblatz lag es dort auf den Terrassenerhöhungen des Gartens, wie ein Leichentuch spannte es sich über die Rabatten und wie einzelne Grabhügel hoben sich die ferneren Garten-Partien in dem spukhaft weißen Licht.

Sybille schauderte. Ihre Erinnerungen führten sie körperlich zurück auf den verschneiten Friedhof, den einsamen, todtstillen, auf dem das siebenzehnjährige Kind und die hungrige Späßenwelt in den kahlen Baumästen die einzigen lebenden Wesen waren.

Fern vom Dorf durchleuchteten den Schnee

einzelne Lichter. Scharf und klar durchjunkteten die Sterne die strenge Winterkälte. Sie hatte da gelehnt, die heiße Stirn gegen die durchbrochene Schmiedeeisenthür des Erbbegräbnisses gepreßt in heißer Sehnsucht nach der, die man gestern da hinein getragen, in heißer Sehnsucht nach einem Aufhören des bohrenden Schmerzes in der jungen Brust. Der Abend war hereingebrochen. Der Sturmwind raschelte unheimlich in dem dünnen Geäst der Trauerweiden, die schneebelastet ihre langen Arme senkten; er wühlte in ihren Kleidern, er warf schmerzhaft prickelnde Eisstückchen in ihr Gesicht, wirbelte die weißen Decken von den Gräbern auf, stürmte sie dort, nur ein paar Schritte weiter, zu Bergen auf, riß die trockenen Todtenkränze von den Kreuzen und schleuberte sie ihr zu Füßen und jetzt ging niederstäubendes Schneewehen von den Bäumen über sie hin.

Es packte sie Grausen. Wie lange wohl würde der entsetzliche Kampf dauern, bis ihr die Augen sterbensmüde zusehen, die weiße, weiche Decke sie einhüllte und man sie hineintrüge zu ihrem lieben Mütterlein? fragte sich die ängstlich klopfende Kinderbrust. Schauerlicher weht der Wind und ächzen die dünnen Zweige, grauenhafter zuckt das sahle Mondlicht über die schwarzen Kreuze und Gräber hin, die jetzt sich zu bewegen, zu wandern scheinen.

Gräßlich schreit das Kind in seiner Herzensnoth: O Erlösung! da antwortet eine vertraute, altvertraute Stimme in nächster Nähe, ganz angstvoll rufend: „Sybille, liebe Sybille, Kind, wo sind Sie?“ und da spricht eben dieselbe altvertraute Stimme tief erschrocken: „Herr des Himmels, Sybille, Comtesse, ist es möglich, sind Sie es wirklich?“ Die Erinnerungsverjüngene fährt empor. Wie lebhaft man mit offenen Augen träumen kann! Glaubte sie doch eben deutlich die Stimme der vertrauten Kammerfrau ihrer seligen Mutter hier gehört zu haben und da — da — da steht sie noch immer, die dunkle Erscheinung vor dem Säulengang, die breite wohlbeleibte Gestalt und nun wendet sie den Kopf dem Licht zu, es ist das breite gutmüthige Gesicht ihrer treuen einzigen Freundin, der Schützerin ihrer Jugend — bis —

Lautweinend sinkt Sybille ihr im nächsten Augenblick an den Hals, und die ältliche Frau streichelt ihr die nassen kalten Wangen mit den runzligen Händen, wie sie das einstens mit der kleinen weinenden Sybille gethan, und der Diener von Lady Emmily steht verwundert daneben.

Die ältliche Frau erlangt zuerst ihre Fassung zurück. „Gehen Sie nur voran, Sir!“ sagte sie in schlechtem Englisch zu dem respektvoll Wartenden. Und nun sind die Beiden allein und sie drückt und küßt Sybillens schlaffe Hände ohne Unterlaß.

„O Comtesse, wie ich glücklich bin.“ Wir

hatten Ihre Spur ja ganz verloren. Welch ein herrlicher Zufall, daß mich der Diener von Lady Haughton gerade im Hôtel in Neapel aufkapern und hierher bringen muß, um in dem ersten Menschen hier Sie zu finden. Ich wollte meinen Augen ja nicht trauen und fürchtete, mich äffe eine Aehnlichkeit. Dann fiel mir ein, wie Ihre Großmama Ihnen immer von Capri vorgeschwärmt, und ich begriff im Augenblick, daß Sie gerade hierher sich zurückgezogen haben mußten."

"Und mein Vater?" kam es gepreßt von Sybillens Lippen.

Frau Schneider zauderte. "Waren Sie ganz ohne Nachricht von ihm, Comtesse?" fragte sie ausweichend.

"Er schickte mir meinen sehentlichen Brief um Vergebung, den ich ihm durch — durch den Director sandte, uneröffnet durch diesen wieder zurück. Dann, als — als — ich mein Leben wieder neu begann, ließ er mir durch seinen Anwalt mein mütterliches Erbtheil auszahlen und verbat sich ein für alle Mal alle brieflichen oder persönlichen Annäherungsversuche. Sage mir, Ernestine, bleibt er unerbittlich hart, wird er sein Kind denn nie anhören wollen, will er mir nicht das Recht des schlimmsten Bösewichts zugestehen, mich wenigstens verantworten zu dürfen?"

Die Alte schüttelte auf diese herzerreißende Klage wehmüthsvoll das Haupt. "Meine arme Comtesse," sagte sie mit leidsvoll, "geben Sie die Hoffnung auf, sich mit dem Unverföhllichen zum guten Ende auszusprechen. Sehen Sie, so steht auch Ihre liebe Mutter einst zu ihm, und er hat sie nie anhören wollen; — und zwischen ihnen stand doch nichts, als eine unschuldige, harmlose Jugendliebe, die ihm verschwiegen wurde, als Ihre Mutter sich zu der glänzenden Heirath überreden ließ. Später hat sie ihn ja lieben gelernt, aber da hat er sich stolz zürnend von der armen Frau gewandt, die Andere ihm verfezert und verleumdet; und sie hat ihr junges Leben einsam vertrauern und verkümmern müssen, bis wir sie in ihr frühes Grab trugen. Hoffen Sie nichts von dem harten Herzen, jezt weniger denn je."

"Wieso jezt weniger, Ernestine?"

"Haben Sie gar keine Nachrichten über Ihren Vater, haben Sie jede Verbindung mit der Heimath abgebrochen?" fragte sie zaudernd.

Sybilles trauriges Kopfschütteln antwortete ihr.

"So haben Sie nicht erfahren, daß Ihr Vater sich wieder vernählt hat, mit — mit einer Frau, die es geschickt verstanden, der Eitelkeit des alten Mannes zu schmeicheln, ihm einzureden, daß er geliebt wird?"

Mit einem schmerzhaft überraschten: "Oh!" hatte Sybille beide Hände an die Schläfen gepreßt. "Wen

hat er an den Platz meiner Mutter gestellt?" preßte sie dumpf hervor.

"Eine Tänzerin," brach die Getreue nun unwillig los, "eine italienische prima ballerina, die in Berlin Gastrollen gab."

"O, mein armer Vater," stöhnte Sybille auf und dann in gesteigerten Accenten: "Das ist der stolze Graf, der keinen Flecken auf seinem Namen duldet, der ihn ausbrennt mit flammender Verachtung, der sein Kind von sich stößt aus Liebe zu seinem Namen! — Er heirathet — heirathet eine Tänzerin!" lachte sie wie wahnsinnig auf.

"Sie haben ganz Recht, Comtesse, es ist empörend; und ich hab' der abscheulichen Komödie mit dem alten Herrn auch nicht lange geduldig zusehen können. In Neapel schon . . ."

"Mein Vater in Neapel?" schrie Sybille aufgeregt.

"Still, still, armes Kind, er ist schon wieder fort, nach Deutschland zurück seit heute Morgen. Ich hatte der Gnädigen mit der Autorität einer bewährten alten Dienerin des Hauses meine Meinung etwas derb darüber gesagt, wie sie den alten Herrn malträdirte mit Capricen und ihn todtmüde von Vernügen zu Vergnügen schleppt, um unverschämt mit ihren jungen Anbetern zu kokettiren und da haben wir schnell begriffen, daß wir nicht länger zu einander passen und je eher je lieber uns trennen müßten. In der Offerte des englischen Lakaien, der im Hôtel nach einer Kammerfrau nachsuchte, bot sich eine günstige Gelegenheit und, Gott sei Dank, sie führte mich Ihnen zu."

"Und doch, Liebe, Gute, kann ich Dich nicht gebrauchen, den Luxus darf ich mir bei meinem bescheidenen Einkommen nicht gestatten; ja mehr noch, gute Ernestine, ich muß Dich bitten zu verzeihen, daß ich je Gräfin Sybille war, etwas anderes je gewesen, als das einfache Fräulein Werder, für das ich hier gelte. Ich rechne auf Deine Verschwiegenheit, was auch geschehe, kein Mensch darf ahnen, was hinter mir liegt. Hörst Du, Ernestine?" wiederholte sie mit ernster Dringlichkeit.

"Wie könnten Sie glauben, Comtesse —"

"Gut, gut. — Ich weiß, Du kannst schweigen, wie das Grab und wenn Du mich liebst, ringt Niemand und Nichts Dir die leiseste Andeutung ab. — Schwöre mir das."

Freudig legte die Alte ihre Hand in Sybillens. Dann sprach sie bittend: "Ich habe Ersparnisse aus alten guten Zeiten, Comtesse, lassen Sie mich bei Ihnen bleiben."

"Wir wollen es überlegen," gab Sybille zaudernd nach, "vorerst aber stelle Dich Deiner neuen Herrin vor. Wir sprechen weiter darüber, geh, treue Seele Du — und . . ." sie legte den Finger bezeichnend auf die Lippen.

Nun war Sybille wieder allein, allein mit ihren folternden Gedanken. Was nun? Nun gab es einen Zweiten hier, der mit seiner treuen Anhänglichkeit sie quälte und jede Stunde der schrecklichen Vergangenheit ihr wieder und wieder vor die Augen rufen. Und wird unverbrüchliches Schweigen wirklich zu erhalten sein. Hatte der Diener sie nicht in inniger Umarmung gesehen, würden nicht Fragen an sie, an Frau Schneider herantreten? Und wenn sie auswichen, würde man nicht Argwohn schöpfen, ihr und jener Getreuen mit Mißtrauen zuletzt begegnen; und wenn er ernstlich in sie drang, würde sie ein resolutes Nein finden und wenn er dann erfuhr, daß — —

Sie bedeckte sich schauernd die Augen. Wo gab es ein Entrinnen aus der Wirrsal? O wenn sie doch der Qual entfliehen könnte in das Nichts! — Ihre Augen begannen irrünftig aufzuglühen. Was dem Kinde so leicht gedäucht, diese Flucht dahin, von wo es kein Zurück giebt, sollte die entschlossene Frau davor zurückbeben? Der letzte Schritt die Erlösung! —

Sie schritt nicht mehr aus mit ihrem gewohnten schwebenden Gang, sie flog den Abhang hinab zur Marina. Den ersten besten Schiffer rief sie mit leuchtender Stimme an. Mit einem Satz stand sie in der leichten Barke, die unter dem Anprall wie eine Rußschale hin- und herschwante.

„Wohin, Signora?“

„Hinaus!“

„Um die Insel herum oder ins offene Meer?“

Eine Erinnerung aus der Kindheit überkam sie. War's ein Märchen gewesen, war's die murmelnde Stimme ihrer Großmutter vor dem Schlafengehen: „In der blauen Grotte möcht' ich, wenn ich sterben muß, die Augen schließen.“

„Blaue Grotte,“ befahl sie kurz.

Gehorsam legte der Mann die Ruder aus, von denen es in rhythmischem Heben und Senken in sprühenden Silberfunken tropfte. In breiten Flächen lag golden das Mondlicht auf den Wassern, wie die lockende Stimme der Sirene schwebte in Aeolsharfenklängen der Gesang der Meervögel über ihrem Haupte hin.

In ihr wurde es stille, wunderbar stille; die unbestimmte Sehnsucht schwieg; — die Weltverlorene zog der himmlischen Heimath zu. Märchenhaft leuchtete das Meer, eine Märchenwelt that sich dem stammenden Auge auf, da sie in die Grotte einschiffen.

Ja, hier versinken — vergehen!

Nacht und Mond und Sternenlicht war entschunden, blaues Dämmern, blaue Feuerlichter umlohten sie, wie Altarflammen das geweihte Opfer.

Leise schwellen die Wellen dahin bis zu den blauüberleuchteten Wänden, die sich zu Feenpalästen

aufbauen. Aus der Tiefe steigt und perlt und quillt es wie tausend farbige Edelsteine in geheimnißvollem Regen. Heilige Stille wie im Reich der Schatten, andachtsvolles Raunen und Schweigen, nur die Wasser kichern und plätschern leise und regen sich phosphorglühend um die Felswände.

Horch! naht da nicht ein neuer Ruder Schlag? —

Eil Dich, Sybille, wie lockt es Dich unwiderstehlich in die flammende lobende Fluth, löse Dein irdisch Wesen auf in diesem zauberischen Lichtmeer.

Der Fischer bückt sich eben, um eine der mitgebrachten Fackeln zu entzünden, und mit der qualmenden Lohe die magische Beleuchtung zu erhöhen.

Sie breitet die Arme aus, den Phosphorfluthen entgegen, sie gleitet über den Bootsrand hin, die Wasser nehmen sie auf. — Um die Versinkende rollen glühende Feuerströme, sie selber strahlt überirdisch, wie von innen erleuchtet in der blauen Feuerfluth. Sie sinkt — sinkt — jetzt gleiten schon die Schultern herab in das ölig schwere Wasser, wie der Kopf einer Heiligen schwebt ihr unleuchtetes Marmorgeficht noch über der Fläche.

Da packt es sie mit festen starken Armen und reißt sie empor, und vor schreckhaftem Staunen versucht sie keinen Widerstand, da sie im Rachen an eine schlagende Brust gerissen, von stürmischem Munde geküßt und wieder und wieder geküßt wird und stammelnde Lippen ihr, zu Tode geängstigt, das Versprechen abringen, nie wieder Hand an sich zu legen.

Sie schwört besinnungslos. Der Tod will sie ja nicht, selbst die blaue Fluth trug sie sanft wie auf Mutterarmen empor. Sie halten sich umfassen in stummer Seligkeit. Nun versinkt die Märchenwelt mit ihren lohenden Feuerströmen, über ihnen funkeln die ewigen Sterne. Gedankenschnell trägt der Rachen sie heimwärts. Da liegt im Nachtschweigen die Marina.

Im träumerischen Schweigen der Nacht wandeln sie fest umschlungen den blühenden Weg hinauf zur Locanda. Mit festem, stummem Händedruck nehmen sie Abschied für diese Nacht — Georg Lenz und Sybille Werder.

Und wieder, da kaum der Tag graut, regt sich's an der Marina. Eine vereinzelte Barke verläßt das Ufer. Ein Schiffer und eine Frau sitzen darin. Verhüllt, grau und steinern sitzt sie, wie die Norne am Steuer und rührt sich nicht. Die Frau hat das Gesicht jezt, da das Land entschwindet, in den Händen begraben und weint — weint — weint ihre arme Seele aus. Ueber das Meer weht es kühl hin; — der Luftzug steigt hinauf bis zur Locanda. Er raschelt und zerrt an dem Weinlaub um Professor Lenz's offenes Fenster, er läßt die Ecken des weißen vom Stein beschwerten Papier-

blattes sich knisternd krümmen, er trägt ein Meer balsamischer Düste von den Blumenrabatten.

In gluthrother Pracht steht die Sonne über dem Meer, wie ein winzig schwarzes Pünktchen taucht die Barke am fernen Horizont secundenlang zwischen Wasser und Himmel auf — nun ist das Pünktchen selbst dem Auge hinter dem Teleskop auf der Warte von Tuoro grande entschwunden.

Der glückliche Schläfer in der Locanda von Signor Michele stiekt eben im Morgentraum der Braut den blinkenden Ehering an den Finger. Er gleitet vom Finger herab, fällt klirrend zu Boden. Die Brauen des Schläfers ziehen sich düster zusammen, er erwacht.

Eine lose Ranke ist, vom Morgenwind getrieben, über das Fensterbrett gefahren, hat den kleinen Stein ein wenig verschoben, daß er zuletzt heruntergeköllert und den Professor gewekt.

Er kann nur eben zuspringen und es erhaschen, das weiße Papierblatt, das eben der Wind entführen will. Er laß die wenigen Zeilen darauf mit immer gesteigerter Verwunderung:

Verdammt die Welt Dich in Verblendung,
So such auf stillem Waldespfad
Die neuen Muth für Deine Sendung,
Für starke Treu und freie That.
Um vor Dir selber zu bestehen,
Trügst Du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf Du kämpfen mußt! —

das erkläre Ihnen meine Flucht. Ehren Sie meinen Frieden, geliebter Freund, forschen Sie mir nicht nach. Sie nahmen mir das Wort ab, weiter zu leiden, lassen Sie es denn auch in Würde und Stille geschehen. Leben Sie wohl. Der Traum von Capri war unbeschreiblich schön — er ist ausgeträumt. Ich will ihn gern mit Jahren meiner trüben Zukunft bezahlen. Ich suche die Trösterin, die längst zu Ihrem Leben gehört — ich suche die Arbeit. — Gott befohlen!

Ihre Sybille.

— Der Traum von Capri war ausgeträumt. Sybille war fort. Eine große Ruhe kam plötzlich über ihn, er fühlte, er stand vor einem Unabänderlichen.

Die Aufregung der letzten Tage war mit einem Schlage dahin. Mit der Gegenwart war abgeschlossen, man muß der Zukunft fest ins Auge blicken. Professor Lenz ist nicht der Mann, der an einer unglücklichen Liebe zu Grunde geht.

Professor Lenz stürzte sich in die Arbeit, in die Gefahr, wie in ein Fest.

Er hat Sybillens letzte Bitte geachtet, nie hat er ihr nachgeforscht, nie hat er nur versucht, ihren Schlupfwinkel zu entdecken.

Netzt weilt er in Spanien und macht Studien bei der Choleraepidemie und gehört ganz mit Leib

II. 2.

und Seele, keine Anstrengung, keine Gefahren scheuend, der aufreibenden Thätigkeit an.

Wenn der Wind die Düste des Südens ihm zuträgt, hebt er zuweilen wie laufend das Haupt und die Mandolinentöne zaubern ihm den melancholischen Harfengesang der Meervögel zurück. Dann schüttelt er unwillig wohl den Kopf, als wolle er die holde Vision abwehren. Zwei Jahre sind hingegangen, seit der Traum von Capri ausgeträumt. . . . die Mandoline verstummt, er schließt das Fenster und vertieft sich eifriger noch in seine Vacillen.

IV.

Es war ein bitterkalter Wintertag im folgenden December. Dröhnend hallten Pferdehufe und Wagenräder über das schneeweiß ausgefrorene Pflaster.

Vor dem Hause in der von der Heydt-Straße, in dem die Gräfin N. eine Etage inne hat, hielt eben das Coupé des vielbeschäftigten Geheimraths Lange.

Jetzt kam das zierliche Herrchen, der barmherzigen Schwester ihm zur Seite artig den Vortritt an der Hausthür lassend, wieder heraus, riß dienstfertig die Wagenthür auf, war der Begleiterin ritterlich beim Einsteigen behilflich und setzte sich in respectvoller Haltung dann an ihre Seite in den Fond.

„Zu, Johann! Friedrich-Straße 75!“

Als die Equipage blitschnell davon rollte, drückte der Geheimrath mit Wohlwollen der frommen Schwester die Hand im groben Baumwollenshandschuh.

„Wie bin ich froh, daß ich gerade Sie bekommen konnte, Schwester Caritas, das nenn' ich einen Glückszufall, Sie gerade frei zu finden, wo ich Sie so nothwendig gebrauche, ja, Sie am liebsten parzelliren möchte, um Sie an zwei Stellen zu gleicher Zeit verwenden zu können. Die gute Gräfin sah mich ordentlich scheel an, daß ich Sie ihr schließlich abtrogte, Sie wären schon halb und halb versagt — damit kommt man dem Lange aber nicht. Man reißt sich ja förmlich um Sie, Schwester Caritas, und ich kann das wohl begreifen. Wer 'mal Ihren segensreichen Einfluß in Krankenzimmern beobachtet, Ihre milde Festigkeit, Ihre wunderbare Gabe der Ueberredungskunst auch bei den eigensinnigsten Patienten, Ihren aufmunternden Zuspruch bei den Apathischen, Ihre nie ermüdende Pflichterfüllung, mit einem Wort, wie Sie in Ihrem heiligen Beruf ganz aufgehen, der“

„Sie werden ja ganz enthusiastisch und beschämen mich. Ich thue ja nur meine Pflicht,“ sagte Schwester Caritas sanft lächelnd.

„Aber mit Liebe, Schwester, mit Liebe,“ sprach er mit Nachdruck und klappte energisch auf sein

Knie — „darauf kommt Alles an, wie man eine Sache anfacht. Die Anderen thun griesgrämig Ihre Pflicht, Sie mit Freudigkeit, das fühlen die Kranken und das giebt ihnen selbst frischen Lebensmuth. Wir haben manchen Kampf zusammen durchstritten und, Gott sei Dank, ich bekenne es nochmals, durch Ihren wackeren Beistand manchen Sieg errungen. Da, wo wir jetzt hingehen, sind leider keine Lorbeeren mehr zu erringen. Ich möchte nur, daß Sie den Frieden, den Ihr ganzes Wesen ausathmet, da in ein Sterbezimmer tragen, in dem die schlimmen Mächte der Zwietracht gehaust haben. Es ist ein armer, verlassener alter Mann, der da unter faulen Bedienten den letzten Kampf auskämpfen soll. Eine der vielen Tragödiekomödien des Lebens, bei denen man nicht weiß, ob man die Thorheit der Menschen belächeln oder beklagen soll. Eins der vielen schlechten Rechenexempel von Jugend und Schönheit zu Alter, Stellung und Reichthum, wo sich früher oder später immer ein Bruch einstellt und das ehrvergeß'ne Weib den alternden Mann im Stich zu lassen pflegt, wenn der äußere Glanz den Reiz der Neuheit für dieses eingebüßt. Sie schütteln verwundert das Haupt, Schwester Caritas. Ja, Ihre noble Natur versteht so etwas nicht und dem armen Thoren kostet auch die späte Erkenntniß das Leben. An der Seite des Kränkenden hielt das leichtfertige Weib es nicht länger aus und ihn rührte der Schlag, da sie auf und davon war. Da sind wir zur Stelle, bitte, folgen Sie mir.“

Er gab ihr die Hand beim Aussteigen und sprang die zwei Treppen leichtfüßig wie ein Jüngling ihr voran.

„Jrgend etwas in dem Zustand verändert?“ fragte er den Diener, der auf dem Corridor des Chambré garnie-Hotels, in das er die barmherzige Schwester einließ, auf und ab promenirte. Dieser versteckte hinter dem Rücken in der hohlen Hand den qualmenden Cigarrenstummel, den er etwas beschämt aus dem Munde riß, da der Arzt ihn unerwartet ansprach.

„Naum irgend etwas, Herr Geheimrath,“ sprach er unterwürfig, „die Gnädige muß Wind bekommen haben, daß — daß es zu Ende geht und hat für gut befunden, wiederzukommen; — solche Art sind wie die Nasgeier. Excellenz haben aber so gebieterisch mit dem ausgestreckten Arm zur Thür gewiesen und so grauenhafte Augen dabei gemacht, daß sie nicht gewagt haben Sie zuckten die Achseln und gingen und“

„Schon gut,“ schnitt der Arzt voll Ekel ab und behutsam zog er die Thür zu einem der in langer Borderreihe hinlaufenden Zimmer längs des Corridors auf.

Es war eines jener Erkerzimmer, in denen Alles grelles Licht ist. Die abgenügten rothen

Plüschmöbel sahen darin noch verblaster aus, die kahlgewordenen Stellen des abgetretenen Brüsseler Teppichs erschienen in grauamer Deutlichkeit, und die Chromos an den Wänden ließen ihre indigo-blauen Wasserfälle, giftgrünen Waldpartien, weiden den Kühe und wassertriefenden Mähdräder in schreiender Farbenpracht leuchten. Aus den verstaubten trübglassigen Prismen des Kronleuchters versuchte die Mittagssonne einige bunte Streiflichter zu locken, im Erker neigte eine vernachlässigte Palmengruppe krank und müde die breiten vergilbten Fächerblätter dem sadenscheinigen Teppich zu. Ueber dem ungelüfteten Raum schwebten schwüle schwere Parfüms und hemmten den freien Athem. Durch die dünnen weißen Scheibengardinen fiel ungedämpft das grelle mitleidslose Tageslicht auf das Paradestück dieses Chambré garnie-Salons, ein breites französisches Bett, auf dem die leichenstarre Gestalt eines Greises mit wallendem Silberbart und todtenstarrten weitoffenen Pupillen ausgestreckt war. Die starren Augen waren in unheimlicher Regungslosigkeit der Thür zugekehrt.

Ein seltsam beklemmendes Vorgefühl hatte sich auf die Brust der frommen Schwester gelegt bei dem Wechselgespräch im Corridor, ein banges Ahnen, ein Schwanken zwischen freudiger und schlimmer Erwartung. Ihr Herz schlug zum Zerspringen, als nun der Arzt die Thüre leise aufthat. Ein Blick und es stand still vor ungeheurem Schrecken. Die beiden Arme hoben sich unwillkürlich — sanken schlaff herab. Den Schrei, der auf den Lippen bebte, hielt die eiserne Selbstbeherrschung zurück, die eiserne Selbstbeherrschung hielt sie auch aufrecht, ließ sie vorwärts gleiten bis an den Erker, und die dunkelbraunen schweren Wollvorhänge aus den Hasteln lösen, daß mit den zusammenschlagenden Falten weiches Dämmerlicht sich über das Krankenzimmer breitete, dann trat sie hinter die Vorhänge in den Erker ein, der von dem übrigen Raum nun einen abgetrennten Winkel bildete, öffnete eines der Fenster und ließ die frische reine Winterluft ein paar Minuten frei hineinfluthen. Die Stirn hielt sie fest dabei an die Scheiben gepreßt und beide durchsichtig weißen Hände auf das wildhämmernde Herz.

Als sie zurücktrat in das Gemach und zögernd hinter dem Haupt des Kranken an die Seite des Arztes, der den Puls seines Patienten inzwischen aufmerksam geprüft, hätte nur ein sehr aufmerksamer Beobachter den stillen Frieden des wunder schönen Frauengesichts durch überstandene Seelenkämpfe getrübt gesehen. Verschleiernd lagen die dunklen Wimpern über den beredten Augen, dankend neigte sie das Haupt, als der Geheimrath ihr seine Zufriedenheit mit den stillschweigenden Veränderungen zu erkennen gab. — Zu sprechen getraute

sie sich noch nicht, die zitternde Stimme hätte sie ja verrathen müssen.

Nun war der ärztliche Besuch zu Ende, weil es hier kaum noch was zu verordnen gab. Schwester Caritas war ihm bis zur Thürschwelle gefolgt, die Augen des Todtkranken ruhten bewegungslos auf der hochschlanken, vornehmen Gestalt in dem wallenden schwarzen Ordenskleide. Er konnte sie nur im Rücken schauen, aber sie kam ihm sonderbar bekannt vor. So vom Rücken aus gesehen, mit den graziosen Schultern, hatte er — es war ein Lebensalter her — zum ersten Mal die gesehen, der er nachher nicht glauben wollte, daß sie ihm die gelobte Treue im Herzen bewahre, die er unbarmherzig von sich gestoßen, die dann gestorben, verdorben war durch seine Schuld. Und jene gleißende Schlange, die sich mit tausend Eiden in sein Herz gelogen, ihr hatte er geglaubt, bis sie ihn verrathen, und die wahrheitsliebenden Augen Jener, die scheinlich zu ihm erhoben waren Barmherziger Gott! — In die starren Pupillen kommt unheimliches Leben, ein concentrirtes grauerfülltes Interesse tritt an die Stelle des geistesabwesenden Geradeausstierens, da nun die fromme Schwester nach einem gewechselten Händedruck und einem geistigsten: „Können nichts mehr thun, als freundlich abwarten, daß das Uhrwerk sanft abläuft“ — und ihre Antwort aus innerster Seele heraus, aber mit verzagender Stimme! „Mit Liebe, mit Liebe, —“ sich langsam an der Thür wendet und der Kranke ihr voll ins Antlitz, in dieses bleiche von Thränen behaute Antlitz schaut.

Auf der Treppe schüttelt auch der Geheimrath den Kopf. Ist das die ewig gleichmäßige Schwester Caritas, so bewegt hat er sie noch nie an einem Krankenbett gesehen. War's nicht, als quollen Thränen in ihrer Stimme, als sie eben mühsam sprach. Von der Seite kannte er sie doch gar nicht; er hatte sie ja gerade so hoch gehalten, weil sie frei von aller sentimentalen Weichlichkeit schien. „Lerne Siner die Weiber auskennen. Hatt' solchen Respekt vor dem tüchtigen Frauenzimmer gehabt, daß so ein ganzer Mensch ist, sapperlot, sapperlot!“ Unwillig stieß er dabei den Stock auf und brummte einige Epitheta in den Bart, die dem schönen Geschlecht gerade nicht als Schmeichelei gegolten haben würden.

Langsam, mühsam athmend, war Schwester Caritas von der Thür zurückgekommen, immer schleppender wurde ihr Gang, da sie dem Lager sich näherte. Mit einem jammervollen Laut bedeckte sie die Augen, da sie den Greis sich krümmen und winden sah unter den vergeblichen Anstrengungen, die Lippen zu bewegen, da sie die Augen im angstvollen Erkennen klar auf sich gerichtet sah.

Und nun sprengte die verzweifelte Angst zuletzt

doch den Bann, den die Paralytis um ihn gelegt. Die schwere Zunge wälzte sich erst vergeblich, nun stieß sie mühsam unzusammenhängende Worte hervor: „Todten zurückgekehrt — arme Sybille — Engel der Barmherzigkeit — nicht einsam lassen — Armen sterben —“

Die Kraft ging zu Ende. Auf seine erstarrende Hand weinend, ihre zitternden Lippen darauf gepreßt, lag die barmherzige Schwester auf ihren Knien vor dem Lager. — „Vater, lieber Vater —“ und dann stammelnd, abgerissen: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; um — um meiner Mutter willen — Vater — Vater,“ angstvoller, beschwörender, da sie die Schatten des Todes mehr und mehr über die sich bläulichfärbenden verschärfenden Züge hinhuschen sieht — „Vater — keine Verbrecherin — eine Reuige, eine Büßende — vergieb uns“

„Unsere Schuld — wie — wie wir vergeben“ — seine Hand tappt suchend nach ihrem Haupt, es dunkelt vor den brechenden Augen — die fleischlosen Finger tasten unsicher umher, nun liegen sie segnend auf dem Scheitel, dahin geführt von ihrer bebenden Rechten. — So vergeht eine Stunde wie ein Augenblick. Ein rasselnder Laut, als wenn ein Uhrwerk abschnurrt, ein mühsameres Athemholen gleich einer stoppenden Maschine — ein säuselnder Laut — nun stockt das Räderwerk — nun streckt sich die Gestalt — — vorbei! —

Der Winterabend dämmt grau herein; durch den Spalt der Vorhänge flirrt das Gaslicht, irrt auf dem Teppich bis zu ihr hin. Mechanisch blickt die barmherzige Schwester nach dem hellen Streifen. Im Nachbarhause wird es hell und heller. Zwischen Kauschgold und Flitter klimmert Licht am Christbaum auf. Unten auf den Straßen schreien dünne Kinderstimmen: „Schäfschen, kauf Dreier Schäfschen!“ schnurrt der Waldteufel, kreischt die Knarre.

„Barmherziger!“ Schwester Caritas fährt, sich besinnend, mit der weißen Hand über die kühle Stirn, die kühl und keusch das Ordenshäubchen umschließt. — Sie hat es seit den letzten Stunden ja ganz vergessen, daß eben die heilige Nacht anbricht und ein wehmüthiges Lächeln zieht über ihr blaßes Gesicht hin.

Leise hebt sie sich von den Knien, liebevoll biegt sie die starre Hand auf die Decke, liebevoll streicht sie die Falten des Leintuches zurecht, unter dem in graufiger Starrheit die Formen der gestreckten Gestalt sich abzeichnen. Ein wenig zieht sie den Vorhang bei Seite, damit das gedämpfte Licht das friedfertige von stiller Verklärung übergoßene Todtengesicht ihr zeigen kann.

Und so sitzt sie Stunde um Stunde, die halbe Christnacht und hält Todtenwacht, die starre Hand in ihrer, ein glückliches Lächeln auf den Lippen. —

Ihr ward die köstlichste Gabe der heiligen Nacht — eine Christbescheerung, nach der ihre Seele lange dürstete — ihr ward die göttliche Spende der Vergebung. —

„Herrgott, sitzen Sie noch im Dunkeln — wo steckt das liederliche Paß von“

Weiter kam der Geheimrath in seiner Entrüstung nicht. Der schräge helle Lichtstreifen hatte ihm plötzlich Alles gezeigt, da er auf Fußspitzen über den Teppich an das Lager gehuscht war.

„Eine traurige Weihnacht,“ setzte er dann mechanisch hinzu, und dann kam er verwundert schon wieder zum Stillstand. — Das Gesicht des Todten und der Lebenden sahen garnicht traurig aus, ja sonderbar glücklich und von stillem Frieden übergoßen, als hätten die Beiden in den letzten Stunden ganz überirdisch hohe Freuden durchkostet. Als habe der Todesengel verklärend beider Stirnen geküßt, ein solches Leuchten ging von Beiden aus.

Die hehre Majestät des Todes schauerte — er wußte nicht wie — über den Vielbeschäftigten hin, daß er sich ordentlich ein Herz fassen mußte, das heilige Schweigen nochmals zu brechen.

„Lassen Sie die Todten jetzt ihre Todten begraben — dem sind Sie nichts mehr nütze, Schwester Caritas, kommen Sie.“

„Lassen Sie mich noch die Todtenwache halten und — und —“ sie sprach es mit Anstrengung — „dem Verlassenen hier das letzte Geleite geben.“

„Die Lebenden haben größere Anrechte an Ihre Dienste — ich brauche Sie an einem anderen Krankenbett,“ tadelte er nicht ohne Schärfe.

Mit resignirendem Seufzer gehorchte sie, stand auf und küßte im Rücken des vorausgehenden Arztes mit zitterndem Munde in geheimnißvoller Hast die kalten stummen Lippen der Leiche.

Dann schritt sie geduldig ihm nach, hinaus in das Leben der Pflicht, hörte stillschweigend zu, wie er draußen Anordnungen traf zur Ueberführung der theuren Leiche in das Leichenhaus, stand mit scheinbarer Theilnahmlosigkeit daneben, während er ein Telegramm an den Bruder des Verstorbenen flüchtig hinritzte und dem Kellner zur Beforgung aufgab, trabte neben ihm, mechanisch Schritt haltend,

die menschenleeren Trottoirs der Friedrichstraße entlang. Ein Mal stand sie eine Secunde still und zog das schwarze Wolltuch fröhelnd über der Brust zusammen — ihre Zähne schlugen leise aufeinander.

„Frieren Sie, Schwester, wollen wir eine Nachtdrosche nehmen? Sie wollen nicht?“ — als sie mit leisem Kopfschütteln ablehnte; „es lohnt sich auch kaum noch; nur um die nächste Ecke und wir sind an Ort und Stelle. Ja, ja, leicht ist unser beider Beruf nicht im Dienst der Menschenliebe, herzlich wenig Dank ernten wir alle Beide wohl, daß es für uns keine Fest- noch Rasttage giebt und keine Nacht- noch Tagesruhe, wenn die Pflicht ruft. Wir müssen schon in der schönen Selbstzufriedenheit unseren Lohn suchen, was, Schwester Caritas? — Wahrhaftig, da hat der Schafstopf von Portier doch die Hausthür schon verschlossen. Ich jagte ihm doch so ausdrücklich, daß“

Das bewegliche kleine Herrchen strengte nun die ganze Macht seiner Lunge und seiner klatschenden Hände an, den Nachtwächter herbeizurufen.

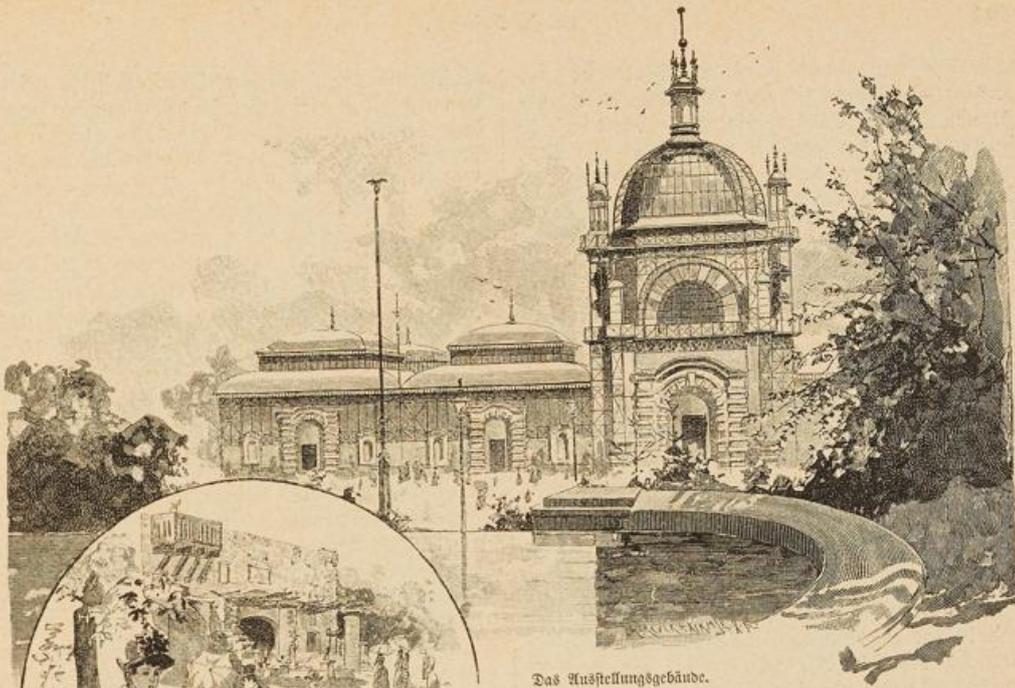
„Nun, Leidensgefährte, Dritter im Bunde der Märtyrer der Menschheit,“ rief er humoristisch den Mann an, „schließen Sie mal ein bißchen schnell auf, sonst frieren wir hier an. Hu, wie der Nordwind faßt!“

Er rieb ein Wachsreichhölzchen an und sie tappten sich durch den prächtigen, von Karyatiden getragenen Hausflur, an den Plüschgeländen der läuferbedeckten Marmortreppen bis zur ersten Etage in die Höhe, wo durch bunte Kirchenscheiben des Flurfensters eine verhältnißmäßige Helle von den Hoflaternen kam.

Der Geheimrath schellte ungeduldig an der ersten Thür, auf deren blankem Messingchild Schwester Caritas den Namen „Bautier“ un- deutlich zu entziffern glaubte. Bögernde Schritte kamen endlich heran, eine ängstliche Stimme fragte von innen, wer da sei und auf die barsche Antwort wurden einige Niegel und Sicherheitsketten entfernt, ehe hinter der zurückgeschlagenen Thür in dem erleuchteten Flur eine ältliche, hagere, vertrocknete Dame zum Vorschein kam.

(Schluß folgt.)





Das Ausstellungsgebäude.



Die Ocheria (Künstlercafé).

Die Jubiläums-Kunstaussstellung in Berlin.

Von

Dr. J. Steinbeck.

Von unserer Kunstausstellung soll ich Ihnen schreiben? „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.“ Das ist leicht gesagt und schwer gethan. Daß ich Ihnen nicht mit Variationen des Katalogs und Aufzählung der einzelnen ausgestellten Bilder, selbst nicht mit eingehender Beschreibung der Perlen in der großen Sammlung kommen darf und werde, ist selbstverständlich. Diese Art Berichte haben Sie in Ihrer politischen Zeitung seit fünf Wochen zur Genüge genossen — sie stehen und sind meistens

unterm Strich und der Leser denkt sich so viel dabei, wie oft der Verfasser, nämlich nichts. Auch bin ich ein schlechter Kritiker. Mir läuft immer das Herz mit dem Kopfe davon und ich habe bei Bildern, wie bei Menschen meine Sym- und Antipathien, die mit der Kritik nichts gemein haben. Damit verschone ich Sie billig.

Aber, wenn Sie wollen, führe ich Sie im Geiste ein wenig durch die Gänge des Ausstellungsparkes, wie durch die glänzenden Säle und plaudere dabei mit Ihnen von diesem und jenem. Sie bekommen dadurch, glaube ich, am ehesten und am besten ein Gesamtbild, und außerdem bitten wir unsern gemeinschaftlichen Freund, den Maler, uns zu begleiten, damit er da, wo das Wort nicht ausreicht, seinen Zeichenstift und seine herrliche Gabe, Momentbilder wie bleibende Erscheinungen festzuhalten, uns leihe. Abgemacht also. Doch während wir durch die schattigen Alleen des Thiergartens und die lieblichen Bosquets des Königsplatzes hindurchschreiten, müssen Sie mir ein einleitendes Wort gestatten. Mir schwillt das Herz in vaterländischem Stolze — das hier ist die Siegessäule, das Reichstagsgebäude noch im Bau begriffen, dort drüben wohnt Moltke und der große Generalstab, jetzt schreiten wir über die Alsenbrücke und dort im Hintergrunde vor uns hebt sich die zierliche Kuppel des Ausstellungsgebäudes empor. Wohl, diese Zusammenstellung ist zufällig und doch ist sie bedeutsam; wie Anfang zum Ende, Saat zur

Ernte gehören jene historischen Denkmäler und Namen zur „internationalen“ Jubiläums-Kunstausstellung Berlins und Deutschlands. Die Kunst ist international, das glauben und wissen wir Alle, und alle Nationen haben ja auch zu dem großen Stellbuchein der Kunst da unten als Beitrag ihr Bestes geschickt, alle mit Ausnahme des grollenden Frankreichs. Aber daß sie es geschickt haben, das verdanken wir unserem großen nationalen Aufschwunge und den großen Persönlichkeiten, die dazu mitgewirkt haben, wir verdanken es in erster Reihe unserem erhabenen Kaiser. Wie haben sie unser Volk und unser Land gehöhnt und verschrien! Ein nüchternes, zwar arbeitames aber jedes idealen Schwunges baares Barbarenvolk, Sauerkraut essend und Bier trinkend, ein Land, dessen Gebäude Kasernen und dessen Menschen mit der Pickelhaube geboren, das von Corporalen und Gensdarmen regiert wird — so haben sie uns vor der civilisirten Welt gezeichnet, und nun gar Berlin, diese nüchternste, prosaischste aller Großstädte inmitten einer trostlosen Sandwüste, die personifizierte Langeweile! Da, die Kunstausstellung dort unten giebt Antwort auf jene Anklagen. Sie legt Zeugniß ab, daß Deutschland nicht bloß ein Heerlager und eine Kaserne, nicht nur dem Realen und Nützlichen zugewendet ist, sie predigt laut, daß auch Deutschland, das durch Blut und Eisen geeinte, neu erstandene, die Heimstätte für die Pflege des Idealen, des Erwig-Schönen, wie es die Kunst verkörpert, geblieben ist und daß die Ideen eines Winkelmann und Lessing, Goethe's und Schiller's in den Jüngern lebendig fortleben und Frucht bringen. Daß aber diese internationale Kunstausstellung anknüpfen kann an den Namen des großen Friedrichs, der im vorigen Jahrhundert durch seine Persönlichkeit und seine Siege zuerst der Träger des nationalen Gedankens in Deutschland geworden ist, das giebt den würdigen historischen Hintergrund des glänzenden Bildes, das ich Ihnen jetzt zeigen will.

Schreiten wir die breite Treppe zum Eingange des Ausstellungsparkes hinab. Vor weniger als einem Jahrzehnt war es eine sterile Sandwüste, die sich hier ausdehnte. »C'est une terre maudite«, sagten die französischen Refugiés, als man sie hier ansiedelte, daraus soll ja der wunderliche Name Moabit entstanden sein. Und noch, als in den sechsziger Jahren der Student Sonntags seinen Ausflug in die Biergärten der Vorstadt unternahm, war das für uns eine Landpartie, denn mit der Alfenbrücke hörte die Civilisation auf und begann der fußhohe Sand, bis nach 15 — 20 Minuten die ersten Häuser und Straßen Moabits uns aufnahmen. Heute ist dasselbe längst ein mit dem großen Ganzen zusammenhängender Stadttheil und die über die Schienenwege der Lehrter Bahn hin-

wegführende Verbindungsstraße mit Palästen besetzt. Nun rechts von dieser Straße dehnt sich als grüne Oase der Ausstellungspark aus. In ihm erhebt sich der ursprünglich für die Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens erbaute, sodann vom Staate erworbene und zweckentsprechend umgestaltete Ausstellungspalast. Eine würdigere Stätte, als diese hohen, von Seitenhallen flankirten Säle, die sich durch Geräumigkeit, Lichtverhältnisse und Feuersicherheit auszeichnen und mit solider Pracht ohne Ueberladung geschmückt sind, kann sich keine Kunstausstellung wünschen. Für die diesmalige ist ein besonderer Anbau hergestellt, der den Zwecken einer rückblickenden Ausstellung dient, um an den Meisterwerken der heimischen Kunst deren Entwicklungsgang seit den Tagen des Stiflers unserer akademischen Ausstellungen, Friedrichs des Großen, zu veranschaulichen. Der Beschauer, der aus der modernen Abtheilung herauschreitet, findet in vorzüglicher Anordnung die Entwicklungsstufen der deutschen Kunst in ihren Hauptvertretern dargestellt charakterisirt, daß er sich fortschreitend von der Gegenwart entfernt, bis die letzte Rotunde im Hintergrunde das bronzene Standbild des großen Königs zeigt und das Ganze würdig und sinnig zum Abschluß bringt. Ich gestehe, dies ist für mich das Allerheiligste der Kunst. Nicht als ob ich die Modernen verachtete — o, es sind große Meister und gewaltige Werke in den modernen Sälen vertreten — aber was wir hier sehen, ist der Extract aus dem, was seit hundert Jahren Großes und Schönes in bildender Kunst auf deutscher Erde geschaffen worden ist, eine Sammlung, zu der die Fürsten, wie die Kunststädte Deutschlands aus ihren öffentlichen, und zahlreiche Kunstmäcene aus ihren privaten Sammlungen die anerkanntesten Perlen hergeliehen haben. Was zwar durch die Kritik, wie Kunstgeschichte längst als Meisterwerk bekannt, durch Nachbildungen verbreitet, aber über ganz Deutschland verstreut ist, das hat patriotische Hingabe und Begeisterung für die Kunst hier für Monate wenigstens geeint. Zunächst frühere Werke noch lebender Künstler, wie die Achenbachs, Knauts und Menzel, der allein mit 13 Werken vertreten ist, darunter sein Krönungsbild und das berühmte Eisenwalzwerk, wie Meyerheim, Bantier u. A., dann die jüngst Verstorbenen, wie Camphausen, Begas, Lessing, Julius Hübner, Gustav Richter und Ludwig Richter. Weiter führt die stolze Reihe aufwärts zu Meyerheim, Preller, Kaulbach, Hildebrandt und Cornelius, zu Hasenclever, Schadow und Schinkel, zu Anton Graff und Chodowiecki, bis sie mit dem alten Carstens und dem Hofmaler des alten Fritz, Pesne, abschließt. Und unter den Bildhauern sind Schlüter, Nfingcr, Drake, Wolff, Riß, Rietschel, Rauch und

Schadow mit Meisterwerken vertreten — wahrlich eine Versammlung von Meistern und eine Vereini- gung von Werken, wie sie der stauenden Welt so leicht nicht wieder gezeigt werden wird. — — —

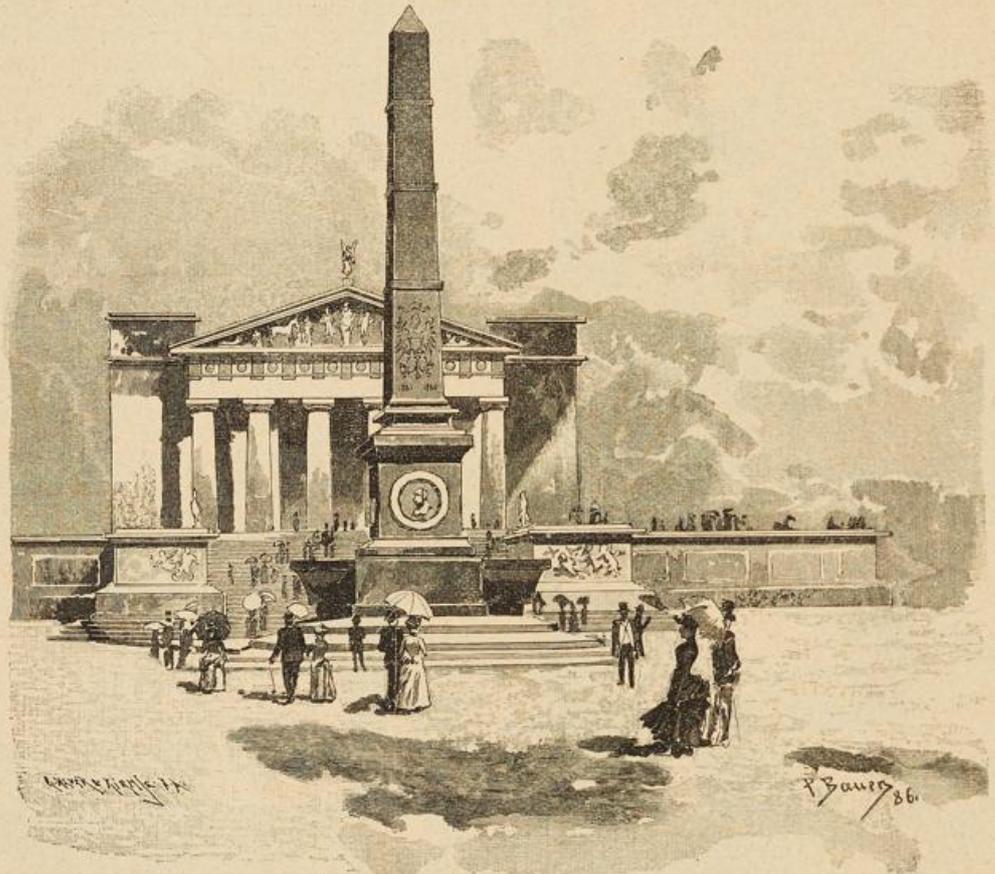
Merkwürdig, wie das Publikum, auch das nicht kunstverständige, das hier so gut, wie wo anders, die Majorität bildet, den strengen, ehrfurchtge- bietenden Geist dieser historischen Abtheilung auf sich wirken läßt! Hier verstummen die lauten Gespräche und die kaustischen Wize des Berliner Spießbürgers, der mit „Muttern“ am Sonntag- Nachmittage „mang die Kunst for vier Zute“ gegangen ist. Die Leute gehen schweigsam und andächtig, wie in einer Kirche, von Bild zu Bild, von Werk zu Werk, und nur zulezt, wenn sie in der Schluß- rotunde angekommen sind und vor dem Standbilde des großen Königs an der Kühlung spendenden Fontaine sich ausruhen, ringt es sich wie ein er- leichternder Seufzer von Mutter's Lippen: „Sieh mal, Nujuß, det is der olle Friße — der is och da.“ Es ist als ob sie sich freute, unter so vielen Unbekannten auch einen alten Bekannten zu finden. — Desto ungenirter geht es in den modernen Sälen zu. Männlein und Weiblein ziehen paarweise von Bild zu Bild und tauschen mit der dem Berliner eigen- thümlichen Unverfrorenheit ihre oft höchst unge- schminkten Kunsturtheile aus. Man muß gestehen, es ist manches Körnlein goldenen Mutterwizes darunter und manches Urtheil, das von des Lebens



Kein Entrinnen. Sculptur von M. Klein.

goldenem Baum als frische Frucht gepflückt ist. Unsere Künstler bekommen hier manches zu hören, Gutes und Schlimmes, was ihnen kein Kritiker sagt. Wenn Rentier Volle mit seiner dicken Ehehälfte vor dem bekannten Bilde Emil Meide's, auf dem ein junges Paar, mit Stricken aneinander gebunden, eben verzweiflungsvoll sich in's Wasser stürzen will, die vor Mitleid und Grauen fast verzehende Gattin tröstet: „S, laß doch, Mutterken,

scheint mir das Porträt und die Sculptur vertreten zu sein, und in dem ersteren Genre wiederum hat das Publikum mit seltener Einmütigkeit sich für zwei Bildnisse entschieden, die wahrhaft entzückend sind.*) Es sind dies Professor Guffow's Damenporträt und das Bild einer jungen englischen Dame von Robert Herkomer, Professor in Oxford und Mitglied der Akademie, beide weiß in weiß gemalt, von wahrhaft plastischer Lebenswahr-



Obelisk und Zeustempel von Olympia.

die besinnen sich noch" — so trifft er den Nagel auf den Kopf und genau den Fehler in der Composition des sonst so vortrefflichen Bildes. Und an vortrefflichen Bildern ist kein Mangel. Man sagt, die Jury habe schwere Arbeit gehabt und sei mit großer Strenge verfahren, ehe sie aus der Menge des Eingefandten die ca. 3000 Nummern, die Aufnahme fanden, herausgewählt habe. Wir glauben's; aber was nun da ist, ist auch des Ansehens und des Bewunderns werth. Besonders hervorragend

heit und verblüffender Technik. Namentlich vor letzterem Bilde hat jeder Beschauer den Eindruck, als müßte im nächsten Augenblick die Dame zu ihm herantreten oder er ihr zum freundlichen Gruße die Hand entgegenstrecken. Von den plastischen Meisterwerken heben wir eine vollendete Schöpfung M. Kleins hervor: „Kein Entrinnen, Scene aus der Sündfluth“,

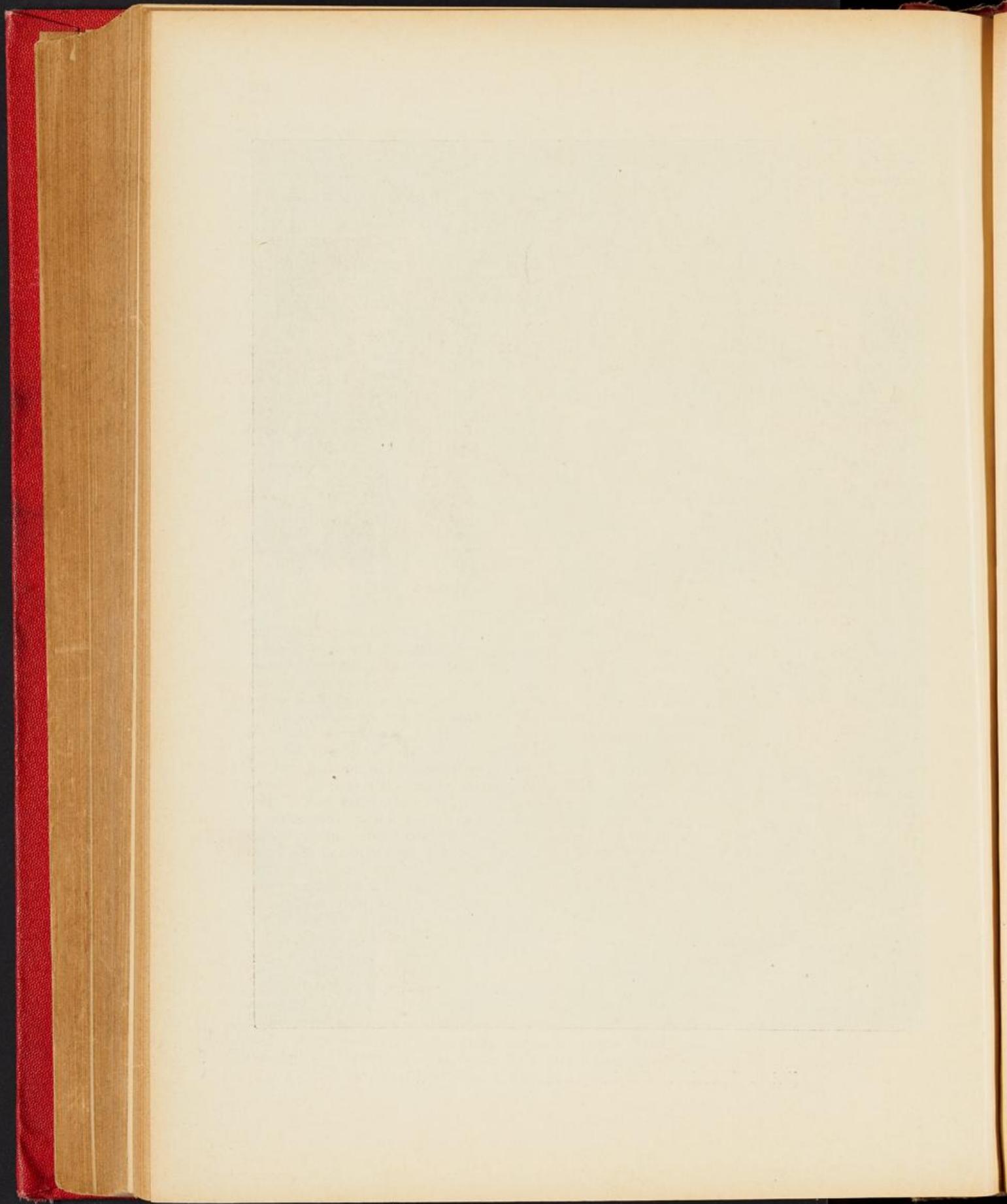
*) Ohne hier auf eine genauere, erschöpfende Beschreibung der vielen Meisterwerke einzugehen, es bleibt dies einem späteren Artikel vorbehalten. Die Redaction.

ver-
erum
t sich
ent-
ffons
eng-
or in
iß in
vahr-



letz-
als
ihm
e die
ister-
leins
ath",
schrei-
dies
n.

Prima Ballerina. Originalzeichnung von H. Schlittgen.





Ägyptischer Tempel.

eine Kolossalgruppe von hoher Schönheit, ferner von Fritz Badow, dessen „Fischerknabe“ so viel Beifall fand, daß ihn das Comité zur Verlosung angekauft hat, eine Statuette „Knabe nach dem Wurfe“, die sich durch ungemeine Lebendigkeit der Auffassung und des Ausdruckes auszeichnet. Nicht minder ausgezeichnet ist die Brunnengruppe Victor Tilg-



Büste. Sculptur von Manzelt.
II. 2.

ners, die in Carrara-Marmor ausgeführt und aufgestellt in der kaiserlichen Villa in Nischl ist. Unser Künstler giebt auf seinem Bilde die rechte Flügelgruppe. Endlich sehen wir in wohlgelungener Wiedergabe Baegeners „Italienisches Mädchen, mit einer Kasse scherzend“ und Ludwig Manzelt's Gruppe: „Am Wege“.

Doch genug des Schönen für heute! Das Auge ist überfättigt und der Geist nicht im Stande, mehr

Eindrücke aufzunehmen. Wir treten hoch aufathmend vor das Hauptportal, für dieses Mal von der Welt des Schönen da drinnen Abschied nehmend. Aber nur für dieses Mal. Wer einmal da drinnen gewesen ist, den zieht es mit magischer Kraft wieder dahin, wir kommen bald und oft wieder.

Die laue Luft des Sommerabends schlägt uns erfrischend entgegen. Man hat bereits die elektrischen Flammen entzündet und das Licht liegt wie heller Mondenschein über dem Garten, während hoch über uns der Himmel ein tief dunkles Blau angenommen hat. Dazu dringt das melodische Plätschern eines Wasserfalles an unser Ohr und von fern her schallen die Klänge eines vollen Orchesters. Wunderbar! Wir wandeln an Siemerings Kolossal-Reiterstandbild des großen Washington vorüber und gedenken dabei lächelnd des allerdings verzeihlichen Irrthums, der dem Kritiker eines unserer ersten Tagesblätter neulich passirt ist. Er hielt den großen Amerikaner da oben für den alten Fritz und verbreitete am anderen Morgen in seiner Kritik sich ausführlich über diese neue Darstellung des patriotischen Heros.

Durch die Bögen der Stadtbahn treten wir in die zweite Hälfte des Ausstellungsparkes. Eine neue Welt nimmt uns auf. Rechts und links vor

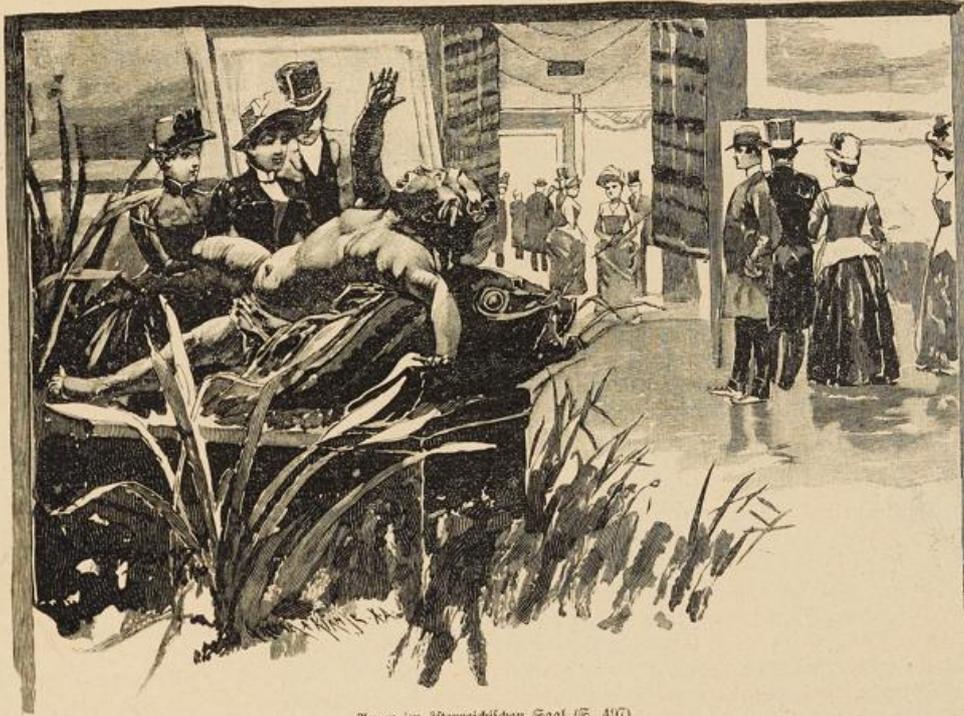
eleganten Cafés sitzen hunderte von Menschen und lauschen den Klängen eines Strauß'schen Walzers, die vom nahen Orchester herüber tönen. Vor ihnen promenieren lachend und schwägend andere Hunderte. Die elegante Berliner Welt hat hier ihr Stelldichein, und sie benutz die letzten Tage, bevor die nahe bevorstehenden Ferien die Mehrzahl von ihnen in die Berge der Schweiz, Thüringens und Sachsens, oder an den wellenschlagenden Strand der Nord- und Ostsee entführen wird, zu einer letzten Begegnung mit Freunden und Bekannten, zur Verabredung eines Zusammentreffens vielleicht im fernem Engadin oder im nahen Nöfen. Die berühmte Väterallee des Zoologischen Gartens hat hier ihr würdiges Gegenstück gefunden, hier wie dort sind die hervorragendsten Typen der Berliner Gesellschaft würdig vertreten: der jüdische Banquier und der schneidige Reiteroffizier, die Dame der ganzen und die der halben Welt, dazwischen ab und zu ein scharfgeschnittener Künstlerkopf und der Vertreter des ernstesten, soliden Beamtenthums; selten mischt sich in dieses Gedränge eine Gruppe schlichter Bürgerleute. Die sitzen gemächlich weiter hinten vor der Restauration und laben sich am Dreher'schen Bier, oder legen bei Hester in der Wurstbude ein Wagenpflaster auf das durch die lange Wanderung in den Sälen erzeugte Gefühl der innern Hohlheit. Wir winden uns durch das Gewühl und gelangen zu einem wunderbaren Bau des berühmten klassischen, ehemals nassen Dreiecks. Hier haben die Künstler, die doch eigentlich „die Nächsten dazu sind“, sich ein entzückendes Heim für die Dauer der Ausstellung gebaut. Das getreue Abbild einer Osteria, mit dem Aufwand echt künstlerischer Phantasie und schalkhaften Humors von den Besten der Berliner Kunstgemeinde herrlich geschmückt, lacht uns entgegen. Freilich, der Eintritt ist nur denen gestattet, die „zum Bau“ so oder so gehören, allein die Begleitung unseres künstlerischen Freundes schafft uns auch hier offene Thüren. Von der Plattform des Gebäudes haben wir eine vortreffliche Uebersicht über das Ganze des Ausstellungsparthes. Unser Künstler hat in seiner ersten Zeichnung unten rechts ein getreues Abbild von dem Aeußeren dieser Partie des klassischen Dreiecks gegeben; die reizende Ausstattung des Innern freilich muß man sehen, um eine

Vorstellung von seinem Reichthum an Wiß und Humor und seiner originellen Ausstattung zu haben. Wir wandern nach kurzer Rast weiter. Unser Weg führt uns vor einen ernst und fast grell gegen das laute moderne Treiben zu seinen Füßen absteigenden Bau. Es ist die Reconstruction des ägyptischen Heiligtums von Dakieh vom Baurath Adolf Heyden in Berlin. Sein Inneres birgt ein vortreffliches Diorama afrikanischer Ansichten, an denen die Maler Bracht, Gschle, Gents und Salzmann mit anderen Meistern in vorzüglicher Weise geschafft haben.

Von drüben her blinkt im bläulichen Licht der elektrischen Flamme ein majestätisches Gebäude mit mächtigen weißen Säulen uns entgegen. Hier wird es stiller, das Gewühl der Menschen weicht zurück und mit ernstern, ja andächtigen Gefühlen nähern wir uns dem Tempel des Zeus zu Olympia, dessen Ostgiebel in peinlicher Sorgfalt und genau nach dem Original der genannte Architekt Heyden reconstruirt hat. Wir schreiten langsamen Schrittes die breiten Treppen empor, uns im Innern an dem herrlichen Panorama von Pergamon zu erfreuen, das drinnen die Maler Koch und Rips auf die Leinwand gezaubert haben.

Aber genug und übergenug des Schönen! Unser Geist faßt nicht mehr, seine Spannkraft versagt und wir müssen uns für heute bescheiden. Nur noch einen Augenblick des Ausruhens vor der Restauration, ein träumerischer Blick über den malerischen kleinen See und die zierliche Hängebrücke über denselben, dann treten wir den Heimweg an. Von drüben, von der Moabiter Reiterkaserne, schallen die langgezogenen Töne des Zapfenstreiches feierlich herüber, als wir die Stufen zum Ausgange wieder emporsteigen. Aber viel mehr Menschen, als hinauf mit uns gehen, strömen die Treppe herab. Es ist ja erst 9 Uhr, der Abend beginnt ja erst für den Großstädter. Wir aber sind froh, dem lauten Gewühle für heute entronnen zu sein, und müde, fast überfättigt von gewaltigen Eindrücken, besteigen wir das Verdeck des Eisenbahnwagens, der uns schnell durch die laue Sommernacht den heimischen Penaten zuführt. Adieu und auf Wiedersehen in der Kunstaussstellung! Das ist für jetzt und die nächsten Monate die Lojung Berlins.





Amor im österreichischen Saal (S. 497).

Der todte Tambour.

Novellette von M. v. K.

Es war zur Zeit der Noth und Demüthigung unseres Vaterlandes, nach dem Jahre achtzehnhundertundsechs, als in Berlin — der vom Feinde schwer heimgefuhrten Stadt — ein kleines Mädchen vor der Wohnung des französischen Generals Davoust stand.

Der rauhe Octoberwind, der scharf um die Ecke des Hauses blies, zerzte an dem blauen Sommerrockchen der Kleinen aufgebracht hin und her, wie um zu prüfen, ob die unzureichende Bekleidung, mit der sie offenbar in unbedachter, angsterfüllter Eile das Zimmer verlassen hatte, nun auch seinen heftigsten Angriffen zu trotzen vermochte. Ja, der böse Herbstwind des bösen Jahres 1806, der die welken Blätter der Berliner Linden unter dem trostlos dunklen Himmel verwehte, wie die Hoffnung so vieler preussischer Herzen, trieb es noch garstiger mit dem zarten Kinde. Hartnäckig wirbelte er das braune Haar desselben unter dem Hut hervor und um das blasse Gesichtchen, und von Zeit zu Zeit wühlte er einen athemraubenden Staubkreisel in

die Höhe, als wollte er böshaft fragen: Hast du noch nicht genug? — Aber er vermochte von der Beharrlichkeit der kleinen Wartenden vor des mächtigen Feindes Thür, — ja im Grunde auch von ihrem zierlichen Aussehen, kein Spürchen zu verwischen!

Gentil, wie ein Wachspüppchen, dachte der auf- und abschreitende Wachtposten, der sie beim jedesmaligen Vorübermarschiren neugieriger musterte und nur schwer der Versuchung zu widerstehen schien, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Doch es lag trotz der ermüdenden Abspannung des Wartens ein solcher Zug von Energie in diesem blaffen Kindergesicht, — aus den großen, dunklen Augen blickte der Ernst eines so festen Entschlusses, daß das Kind nicht allein dem kalten Winde, den zudringlichen Blicken der Vorübergehenden und den neugierigen der Schildwache, sondern noch viel schwerer ins Gewicht fallenden Hindernissen Stand zu halten versprach. Zweimal schon war es bis in das Haus vorgedrungen, und ebenso oft hatte ein ingrimmiger



T.P.

Schmeicheltätchen (S. 497).

— und ein solches Begsehen des Gestrengen benutzte die Schildwache im steifen Vorüberstreifen dem kleinen Mädchen zuzuramen:

„Was Sie wollen hier, petite pigoon?“

„Monsieur le général ist er zu Haus?“ fragte statt aller Antwort das Kind.

Der Soldat ging straff seine Strecke auf und ab und flüsterte dann im Zurückkommen vorsichtig und leise: „Er gleik kommen hierher, aber nicht gut zu sprechen heut — lieber warten mit Anliegen.“

Er hätte eigentlich hinzufügen müssen, daß Marschall Davoust nie gut zu sprechen für ein Anliegen sei, — aber er vermochte nicht dem blassen geduldigen Gesichtchen die Entmuthigung zuzufügen.

Das Kind schaute zu dem gutmüthigen, jungen Franzosen auf, der ihm seinen wohlmeinenden Rath wie einem Kameraden erteilte und, halb zur Entschuldigung seiner eigenen Hartnäckigkeit, halb um das Vertrauen des Anderen zu erwidern, sagte es nichts, als den Namen: „Vegrand“.

„Oh“ — machte der Soldat zurückfahrend, „bö, sehr bö“, — und marschirte schleunigst nach der anderen Seite des Hauses hinüber, als wollte er mit einer so verlorenen Sache nicht das Geringste zu thun haben. Doch als bald darauf vom Brandenburger Thore her Pferdegetrappel erscholl, konnte er es nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit der wieder ruhig Wartenden durch ein bedeutames Zeichen auf die Staubwolke zu lenken, die sich eilig von dorthier näherte.

Auf einem prächtigen Berberhengst kam der be-

Wachtmeister der Garde-Sappeur es wieder hinausgewiesen. Ab und zu tauchte sein Tschako innen am Flurfenster auf, und die blitzenden Augen darunter schauten halb verächtlich, halb verwundert auf die feine Gestalt der Kleinen herab, die nun vor der Thür ohne Wanken ihren Posten behauptete. Der stramme Krieger wandte sich jedoch jedesmal schnell um, wenn er ihren Augen zu begegnen glaubte, als fühlte er sich doch nicht gehärtet genug gegen deren stumme Berufung

rühmte französische General angesprengt, Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt, später auch Fürst von Eckmühl — eine imponirende Krieger-Erscheinung, vor deren zornig gerunzelter Braue das Herz manches Tapferen erzitterte; — doch die großen Augen des Kindes waren furchtlos auf ihn gerichtet, als er die unbewegliche, wie in Ehrfurcht erstarrt vor ihm präsentirende Schildwache mit einem flüchtigen Blicke musterte und dann leicht aus dem Sattel sprang.

Dabei ereignete sich ein geringfügiger Zwischenfall. Eine lederne Briestafche entglitt ihm und würde zwischen den Füßen des Pferdes unrettbar in den Straßenschmutz gefallen sein, wenn nicht eine kleine, hülfsbereite Hand, blitzschnell an den Hüfen hingreifend, sie rechtzeitig aufgefangen hätte.

„Ah, c'est courage!“ sagte der General wohlgefällig zu seinem militärischen Begleiter. „Wo kommt die Kleine her — und was für große Augen sie hat!“

„Sie sollten diese schönen Augen nicht so leichtsinnig gefährden, petite Mademoiselle,“ setzte er, zu dem Kinde gewandt, hinzu, sein Eigenthum aus dessen Hand in Empfang nehmend. „Merçi bien! Das liebe ich — c'est courage!“

„Glückliche Antenntniß der Gefahr,“ lachte sein Begleiter achselzuckend, — und beide wollten ins Haus treten, als zum Schrecken der umherstehenden Diener und Militärs das kleine Mädchen uner-



Berfender Anabe (S. 497).

schrocken den Kopf des feindlichen Gewalthabers ergriff, um ihn zurückzuhalten.

„Bitte, Monsieur le général, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen,“ begann sie mit der ganzen Naivität des Kindes, so daß der Gefürchtete sich unwillkürlich lächelnd nach ihr umschaute.

„Eh bien, was wünschen Sie noch, Mademoiselle?“

„Hier nicht, lassen Sie mich mit Ihnen gehen.“

Davoust runzelte finster die Stirn.

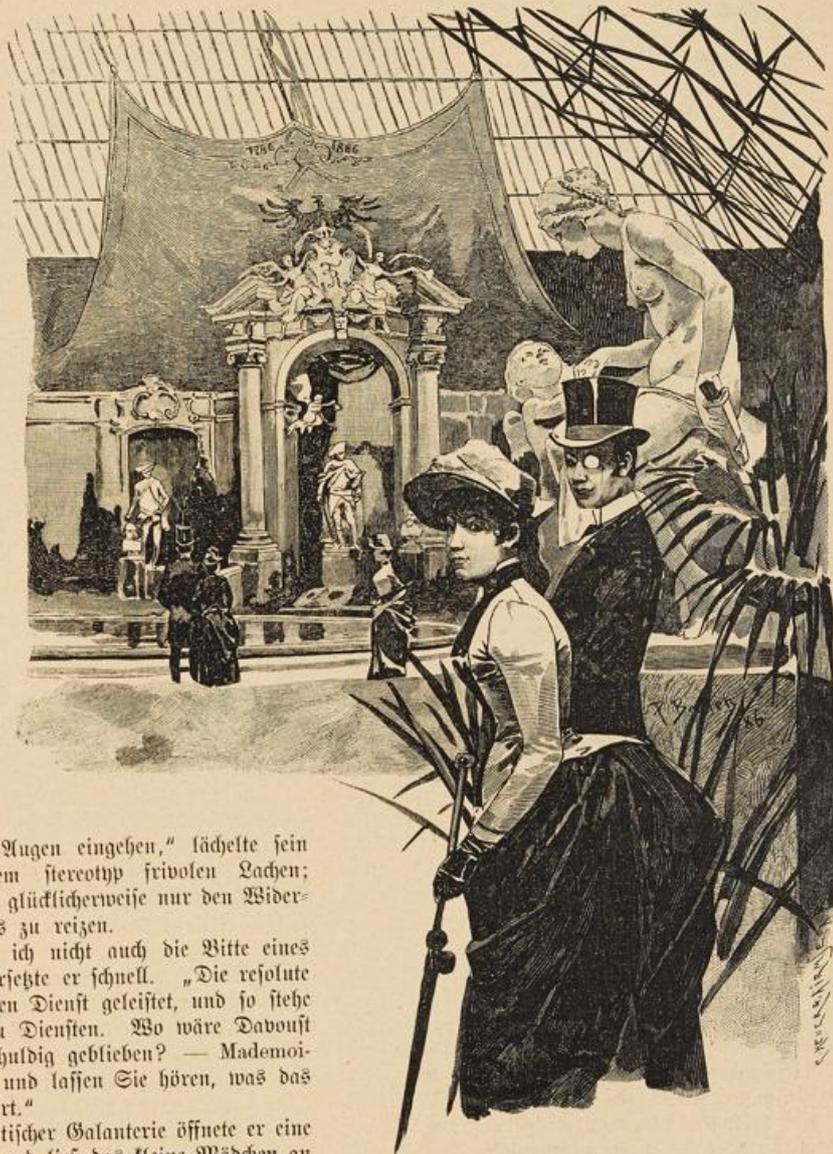
„Genug der Kinderereien, meine Zeit ist kostbar, — adieu, ma petite.“

„Wenn sie sechs bis acht Jahre älter wäre, würden Durchlaucht bereitwilliger auf ein tête à tête mit diesen schönen Augen eingehen,“ lächelte sein Begleiter mit einem stereotyp frivolen Lachen; doch er schien damit glücklicherweise nur den Widerspruch des Generals zu reizen.

„Warum sollte ich nicht auch die Bitte eines Kindes hören?“ versetzte er schnell. „Die resolute Kleine hat mir einen Dienst geleistet, und so stehe ich billig wieder zu Diensten. Wo wäre Davoust je die Revanche schuldig geblieben? — Mademoiselle, kommen Sie und lassen Sie hören, was das kleine Herz beschwert.“

Mit etwas spöttischer Galanterie öffnete er eine Thür im Parterre und ließ das kleine Mädchen an sich vorüber ins Zimmer schreiten, während sein Begleiter mit den Worten: „Eine so hochwichtige Konferenz will ich mit meiner profanen Gegenwart nicht stören,“ — sich lachend entfernte.

Steif und ernsthaft schritt das Kind bis in die Mitte des Zimmers vor und überschaute mit seinen großen Augen die fremde, luxuriöse und doch zusammengewürfelte Einrichtung desselben, als suche es nach einem Gegenstande, der ihm Zutrauen und Aufmunterung einzusflößen vermöchte. Doch es fand nichts, gar nichts desgleichen, — kein von der Wand



Halle mit Standbild Friedrich's des Großen (S. 494).

herabgrüßendes Kinderporträt — nicht einmal ein am Fenster vereinsamtes Rosen- oder Nelkenstöckchen, — und so sagte es schnell, das feine, ausdrucksvolle Gesichtchen zu dem großen, martialischen Manne erhebend:

„Nicht wahr, Herr General, Sie werden ihm gewiß nichts thun?“

Dabei füllten Thränen den dunklen Blumenkelch jener großen Augen und rollten langsam über die sich röthende Wange.

„Wem denn? — Allons, nun weinen wir, Mademoiselle! Sie haben es durchaus auf diese schönen Augen abgesehen. Fi done! was mich betrifft, so hasse ich nichts mehr, als Weiberthänen — sie machen mich felsenhart.“

„Nein, nein,“ rief die Kleine, ihm mit gefalteten Händen näher tretend und gewaltig die Thränen bekämpfend, „Sie sind gewiß nicht so hart und böse, wie die Leute sagen, nicht grausam und gottlos, wie alle Welt behauptet! Sie sind auch nicht freiwillig gekommen, nur im Namen des gewissenlosen Eroberers, um das Blut und Mark dieses armen Landes auszusaugen und uns alle zu Franzosenknechten zu machen. Wenn Joachim Stahl wieder so etwas sagt, werde ich es nicht leiden.“

Der französische Sieger ließ sich in einen Sessel fallen und mit auf die Kniee gestemmen Händen und weitgeöffneten Augen betrachtete er das vor ihm stehende, eifrige Kind, dem die Gluth der Beredsamkeit auf den Wangen lag und aus den feuchtglänzenden Blicken sprach.

„Mord de ma vie, dies ist die seltsamste Bittstellerin, die ich jemals sah!“ —

„Joachim sagt, es würde der Tag der Vergeltung kommen, und dann würde er ein Mann sein und, wie alle Söhne des Landes, nach dem Schwerte greifen und nicht rasten und ruhen, bis der letzte Franzose vom heimischen Boden vertilgt sei“ —

„Eh! dieser Joachim verspricht viel — echte Gymnastik-Renommée! Doch ich fürchte, wenn es zur That kommt“ —

„Er ist Tertianer — und er hält immer, was er verspricht,“ unterbrach sie ihn wichtig. „Doch wenn er die Franzosen aus dem Lande jagt, werde ich ihn bitten, daß er gut mit Ihnen ist, wenn Sie gut mit Jenem sind.“

„Oho! Doch eine rettende Aussicht für die Zukunft,“ meinte der General, höchst belustigt über die Ernsthaftigkeit der kleinen Sprecherin. „Eine Schmeichlerin sind Sie nicht, ma jolie petite! Sie führen ja einen gewaltig drohenden Schlag mit der Bitte zugleich. Das ist deutsche — Varenhaftigkeit, — eine Französin würde ihre Sache ganz anders anfangen. Aber ich möchte nun wohl hören, wem diese sonderbarste aller Fürsprachen eigentlich gilt?“

„Erathen Sie es nicht, Herr General? — Dem armen Legrand.“

Einen Augenblick zuckte ein heftiger Anwill über das von Leidenschaftlichkeit durchfurchte Gesicht des Marschalls, einen Augenblick schien es, als wollte er der kleinen Bittenden ohne Weiteres den Rücken wenden — doch ein unwillkürlicher Blick in das voll schüchternen Vertrauens aufwärts gerichtete Gesicht, — und er bezwang sich.

„Legrand!“ wiederholte er mit unterdrücktem

Jorn. „Der alte Tambour, der rebellische Taugenichts, der morgen vor ein Kriegsgericht gestellt und zu zehn Jahren Ketten verurtheilt wird?“

„O, Sie werden es nicht zugeben! Er würde es nicht überleben, der arme gute Legrand! — Bitte, geben Sie ihn frei!“

„Wissen Sie auch, daß Sie sehr — inconsequent sind, Mademoiselle?“ antwortete der General, unwillkürlich wieder lächelnd. „Eine schlechte Patriotin, für den Feind ihres Vaterlandes zu bitten, den Ihr jugendlicher adorateur so schonungslos zu vernichten droht. Wie kommen Sie dazu?“

„Weil Legrand mein Freund ist — mein lieber, alter Freund, wie es keinen besseren giebt, — und für seinen Freund, muß man doch bitten, wenn es auch nur ein Franzose ist! Er liegt in unsrem Hause in der Charlottenstraße in Quartier und Sie sollten nur einmal sehen, wie gut er zu mir ist!“

Zuerst, als er kam, fürchtete ich mich sehr vor seinem gewaltigen, grauen Schurrbart und seinem narbenzerrissenen Gesicht und versteckte mich hinter Joachim Stahl, der mich vor ihm schützen wollte. Aber wie bald lockte Legrand mich hervor! Er versfertigte mir wunderhübsche Spielsachen und hielt mir seine große Trommel, daß ich sie herzhast schlagen konnte. »Sie hat ihr Bumm — Bumm gebrummt bei Lodi — Abukir — Marengo — Austerlitz,« sagte er, »und ich liebe sie viel — aber so liebe kleine Kinder wie Dich, Toinette, lieb' ich noch ein ganz kleine Wenik mehr.« —

Ich heiße Antonie Normann, Herr General, aber Legrand nennt mich immer Toinette, — dies ist sein Lieblingsname.“

„Toinette!“ wiederholte der Marschall mit eigenthümlich gedämpftem Ton. Er beugte sich in den Sessel zurück und beschattete die Augen mit der Hand.

„Dies ist auch mein Lieblingsname. Sprich weiter, Toinette.“

„O, ich habe auch noch viel zu sagen!“ Und die kleine Hand mit kindlichem Zutrauen auf die Lehne seines Sessels stützend, fuhr sie fort:

„Jeden Morgen brachte Legrand mich zur Schule und erzählte mir unterwegs so viel schöne Geschichten, daß der Weg uns immer zu kurz wurde. Ja, da kamen die buntesten Sachen heraus — lauter Kriegsbagage, wie Legrand meinte. Von dem kleinen Vogel hörte ich so gern, den er einst in dem vom Feinde verlassenen Dorfe, in einer halb eingeschossenen Bauernhütte, mitten unter Todten und Trümmern gefunden. Der kleine Säger kauerte gar klüglich in seinem Käfig, dem Verschmachten nahe, — und war's groß zum Bewundern, daß er, als der gute Legrand ihm Wasser und Futter gab und ihn in seinen Händen erwärmte, zutraulich auf seine Schulter stog und nicht

wieder von da oben herab und von ihm fort wollte? Und selbst wenn Legrand die *reveille* schlug, saß das Vögelchen auf seiner Schulter und fürchtete sich nicht, sondern schmettete hell und lustig sein Lied dazwischen. Und als es weiter ging — mein Vögelchen ging auf dem hohen Sitze mit. Wurde es ihm zu kalt, kroch es in Legrands Bärenmütze und saß dort im warmen Nest, — bis einmal die Kugeln so dicht geflogen kamen, daß sie dem Graubart die Mütze vom Kopfe rissen. Da mußte der Vogel seine Anhänglichkeit mit dem Leben bezahlen.

Legrand trauerte um ihn. »Es lebt sich so schwer von ‚la gloire‘ allein,« sagte er, »ein ganz klein Wenig will das Herz auch haben.« — Und dann hat er mir so deutlich beschrieben, wie die Sonne von Austerlitz aussieht.

„Die Sonne von Austerlitz, Toinette?“

„Roth, furchtbar roth — wie Blut und Feuer zugleich. So nahe wie Legrand hat sie nämlich keiner gesehen. Denn grade als sein kleiner — großer Kaiser den Arm erhob und ihnen zurief: Seht da — die Sonne von Austerlitz! — riß Legrand eine Kugel die tiefe Wunde über der Stirn, daß Blut seine Augen füllte. Doch er schritt kengerade voran und trommelte immer fort, und es war ihm, als schritt er durch ein rothwogendes Meer, gerade in die flammende Sonne hinein — bis er den Feuerglanz und das blutige Strahlen nicht mehr zu ertragen vermochte und mit der zerschossenen Stirn zusammenbrach. So scheint die Sonne von Austerlitz — die Siegessonne! —

Vieles noch hat er mir erzählt — und wenn die Schule aus war, da stand er schon vor der Thür und streckte mir seine Hand entgegen, um mich nach Haus zu bringen. S’ist wahr, sie war recht groß und rauh, die Hand Legrands, — doch sie faßte mich so sanft — und er sagte, ich hüpfte so froh wie sein Lenzvögelchen neben ihm her. Die anderen Kinder lachten hinter uns und schimpften ihn »Narbenkopf« und »Bärenmütze«, — aber dann wurde ich so böse, daß sie es bald unterließen. Und auch Joachim wurde ihm gut, und wenn er vom Nachbarhose über den Zaun stieg und zu uns unter den Flieder schlich, hörte er Legrands Geschichten viel lieber zu, als er es sich merken lassen wollte. Dieser brauchte gar nicht mehr sein wunderliches Deutsch mit uns zu reden — wir verstanden sein Französisch bald ganz gut. — Nur ein Mal, ein einziges Mal, war ich sehr erzürnt über ihn.“

„Und was störte diese merveilleuse Freundschaft, Toinette?“

Er hatte unbeweglich auf seinem Platze verharrt, den zur Seite geneigten Kopf auf den Arm gestützt — der glorreiche Lenker so vieler Schlachten, so großer Kriegsgeschichte, — hörte er wohl das

bittende Stimmchen, das, wie der Morgenhauch des säuselnden Heidegrases, aus liebebewegtem Kinderherzen aufstieg — und drängte sich das liebliche Bild, der an der Hand des schlachtenverwitterten Alten dahin hüpfenden Kleinen in seine blutig herauf dämmernden Zukunftspläne?

Sie näherte sich vorsichtig seinem Ohr und flüsterte so leise, als sollten es außer ihm nicht einmal die Wände hören:

„Er war betrunken! Er kam nach Haus und taumelte und lallte, um sich herum lärmende Buben, die ihn verhöhnten — oh — wie that es weh, ihn so zu sehen! Ich versteckte mich vor ihm, und er mußte seinen Rausch erst ausschlafen. Danach aber schalt ich ihn tüchtig aus und wollte gar nichts mehr von ihm wissen, — und er nickte nur immer, wenn ich ihn recht schlecht machte — und dann —“

„Und dann, Toinette?“

„Dann haben wir bitterlich mit einander geweint und — hatten uns noch viel lieber, als zuvor!“

„S’ist das Glend, Toinette,“ sagte Legrand, „daß ich an dem einen Tage, dem einzigen Tag im Jahre trinken muß — trinken pour la vie et pour l’honneur! Denn, wenn ich nicht vergeß’ im Rausch den vermaledeiten Tag, würde ich begehen eine noch größere Unthat.“

„Aber was geschah Dir an dem Tage, Legrand?“

Er wollte es mir nicht sagen.

„Das verstehst Du nicht, Toinette. Aber denk’ Dir einmal, was Dein Vater that, wenn Du groß wärst, und er hätt’ nichts mehr auf der Welt, als Dich — nichts weiter — und es käm’ ein böser, böser Mann und nähm’ Dich ihm fort und trät’ in den Staub Deine schutzlose Jugend — la vie et l’honneur unter die Füß’ — oh!“ —

Und dann rollten seine Augen und ballten sich seine Fäuste, so daß ich Mühe hatte, ihn zu beruhigen. — Sonst war er so brav, — aber wenn der eine Tag kam, mußte der arme Legrand trinken, — trinken pour la vie et pour l’honneur, an dem einzigen Tag im Jahre — und, nicht wahr Herr General, dafür werden Sie ihn doch nicht in Ketten legen und in den Kerker werfen?“

Der Marschall ließ die Hand von den Augen sinken und erhob sich langsam von seinem Sitze. Und nun zeigte es sich, daß der Zug von Härte und Unbeugsamkeit, der um seinen Mund gemeißelt lag, sich, der weicher klingenden Stimme zum Trost, zuletzt noch verschärft hatte. Arme Toinette, Deine kindliche Stimme war wirkungslos verhallt — um den Fels zu rühren, bedurfte es anderer Hebel! Jeder Soldat der grande armée, bis auf den letzten zitternden Mann des unbefiegbaren Corps herab, hätte gewußt, daß Davoust mit diesem Gesicht sich eben

so wenig einen Schuldigen nehmen lasse, als das Raubthier ein schon zu Boden geworfenes Opfer.

„Es thut mir leid, mein Kind, aber ich kann nichts für Deinen Freund thun — nichts! Er hat gefehlt gegen die Subordination, und das ist von allen militärischen Verbrechen das schwerste. Das verstehst Du nicht, Toinette — wie der alte Graukopf sagt — aber er mußte wissen, was er that! Mille sacre tonère! kommt betrunken in den Dienst und vergreift sich an den ihn zurecht weisenden Vorgesetzten! Mit dem Leben sollte er es büßen. — Es thut mir leid, Toinette, Deinewegen. Geh' nach Haus, Du hast Dein Möglichstes für ihn gethan.“

Er strich mit der Hand leise über ihr herabhängendes Haar und winkte nach der Thür.

Doch wo der Tapferste der Armee nicht länger Stand zu halten gewagt hätte, blieb sie vor ihm stehen, die langen Wimpern gesenkt, still zu Boden blickend.

„Vielleicht kann ich Dir später eine andre Bitte gewähren. Und meine Empfehlung an Joachim Stahl, den hoffnungsvollen Vaterlandsverteidiger! Er soll halten, was er versprach — ein Mann, ein Wort, — wie Ihr Deutschen sagt.“

Sie regte sich noch immer nicht von der Stelle, und wunderbarerweise wurde er nicht ungeduldig. Er hob das gebeugte Köpfchen empor und sah ihr gerade in die großen, traurigen Augen.

„Du bist keine Schmeichlerin, — aber Dein Blick und Deine Stimme und — mehr noch — Dein Name haben sich in mein Herz geschmeichelt, und ich möchte Dir gern etwas zu Gefallen thun. Hast Du um nichts Anderes zu bitten?“

Da richtete sich das stehende Kinderauge fest auf das seine.

„Wenn Du Toinette Normann nicht hören willst, so denk', es sei Toinette Devreux, die für Legrand bittet.“

Jetzt hat sie doch den zündenden Funken gefunden, der in die verwundbare Stelle seines Innern wie in eine verborgene Mine fällt und den Brand mit einem Schlage über ihrem unschuldigen Köpfchen zusammenlodern macht.

Der feindliche Gewaltige streckte mit einem heiseren Laut seine Gestalt in die Höhe und schleuderte dabei das zitternde Kind wie eine Feder von sich. Eine dunkle Röthe begann gleich einem Maal auf seiner Stirn zu glühen. Mit dröhnenden Schritten maß er das Zimmer, plötzlich blieb er vor der tief Erschrockenen stehen, zog sie dicht zu sich heran und sah ihr forschend in das angstvolle Gesichtchen.

„Toinette Devreux!“ Was weißt Du von ihr, und wer nannte Dir diesen Namen?“

„Nicht Legrand,“ rief das Kind nun in sorgenvollem Eifer, seiner Sache geschadet zu haben. „Niemand Legrand. Er sprach nie jenen Namen

aus! Ein alter Kamerad von ihm hat mir nur einmal erzählt, daß Legrands Tochter so hieß. Sie sei so schön gewesen — so fein und so geschickt im Blumenmachen — und er habe sie zu einer reichen Verwandten nach Paris gebracht, damit sie sich in ihrer Kunst vervollkomme. Der alte Legrand, wie hätte er sie so närrisch geliebt! — Und doch gab er seine Zustimmung, daß die reiche Base sie ganz an Kindesstatt annehmen und ihr auch ihren Namen „Devreux“ geben dürfe, weil sie ihr nur dann ihr vieles Geld hinterlassen wollte. Und Legrand wünschte nichts weiter, als seine Tochter reich und glücklich zu wissen. Aber sie hat all' das Geld nicht gebraucht, die arme Toinette! denn eines Tages ist sie aus dem Hause ihrer Base verschwunden gewesen und nie zurückgekehrt, — und das ist ja eben der Unglückstag, an dem Legrand trinken muß!“

Eine lange, bange Pause trat ein, doch es war jetzt nicht das Kind, welches zugend schwieg, — der auf der Höhe des Ruhmes stehende Heerführer, dem jedes Kriegsjahr und jeder befriedigte Ehrgeiz ein Stück Herz gehärtet — dem die Furcht so fremd war, wie das Mitleid — er fragte so zögernd, als ob er die Antwort fürchtete:

„Und hast Du nie erfahren, was — was aus ihr geworden ist?“

„Nein, das hat mir Niemand gesagt,“ erwiderte sie unschuldsvoll. „Doch ich glaubte keine Andere könnte so für Legrand bitten, als sie.“

„Der Instinkt Deines kindlichen Herzens soll Dich nicht getäuscht haben.“

Davoust streichelte wieder ihr weiches Haar, aber er starrte dabei wie abwesend über ihren Kopf hinweg. Sah er wohl durch den trüben, blutigen Dunst der Jahre hindurch die frische aufblühende Gestalt „der schönen Blumenmacherin,“ wie er sie einst erblickte, als er von der Kriegsschule zu Brienne kam und lustberauscht das Seine-Babel betrat? Sah er die jungen, glänzenden Augen wieder, die im neugierigen, verlangenden Umher spähen nach ihrem Antheil Glück mit den seinen zusammentrafen im gleichen Begehr? — Sie hatten nur einen Fehler, diese Augen der reizenden Toinette Devreux — daß man sie nie vergessen konnte, weil sie schöner waren, als die aller Anderen — zu schön und schuldlos für Paris! Paris — das ungeheure Glücksrad — drehte nur einmal seine Speichen spielend wider sie, — die gierige, wildbewegte Masse zog sie zu sich herab — und es war um sie geschehen. Eine mehr unter Tausenden! — Was lag im Grunde dem jungen Sieger daran? Vielleicht hatte das Glücksrad sich wieder gedreht und sie diesmal emporgerissen zu Gut und Gunst, — für Paris war Alles möglich — vielleicht — —

„Geh' nach Hause, mein Kind, geh! — Deinem Freunde soll kein Leid geschehen. Der Vater Toinette Devreux's wird der Erste und — der Letzte sein, dem Davoust je pardon gegeben. Einem unter Tausenden! Morgen ist er frei.“

Am Abend desselben Tages ging der Marschall in seinen Mantel gehüllt zu Fuß und allein nach dem Militär-Arrest und ließ in aller Stille den Tambour Vegrand zu sich in's Sprechzimmer führen. Wunderförsam war der Blick, mit dem er den ergrauten Alten maß, — und wunderförsamer noch seine Unterredung mit demselben. Niemand hat sie belauscht, — doch als sie beendet, wußte Vegrand, wo er seinen Todfeind zu suchen hatte, — und der Marschall wußte — was aus Toinette Devreux geworden war! Man sichte eines Morgens den jungen, schönen, triefenden Körper aus der Seine — sie hatte den Tod dem ehrberaubten Leben vorgezogen.

Davoust verkündete selbst dem alten Tambour, daß er mit dem hereinbrechenden Tage frei sei, da er sein Vergehen einer plörslichen Geistesstörung zuschreibe und alle Verantwortung auf sich nehme.

Und er war frei! Mit dem hereinbrechenden Tage fand man Vegrand an der Thür seines Gefängnisses — erhängt! — er wollte lieber sterben, als dem Marschall seine Befreiung danken.

Antonie Normann sah ihren alten Freund nicht wieder.

Es naht der Tag der Freiheit und der Rache,
Nun ist es Zeit — nun, deutsche Frau, erwache!
Ein guter Engel für die gute Sache.

So hatte Körner gesungen, — und jener Tag war herangenaht — die Schlacht von Leipzig war geschlagen — und wenn Luise's Auge auch den Sieg ihres Volkes nicht mehr sah, ihr Geist befeelte die Streiter Preußens und ließ Alt und Jung begeistert theilnehmen an dem großen Rettungswerke.

Das stolze Davoust'sche Corps lag zum größten Theil in Rußlands Schneefeldern gebettet — aber la France war unererschöpflich, immer wieder schlossen sich die Reihen, über die Grenze schwärmten, Hornissen gleich, immer wieder neue Schaaren, mit denen der grollende, erbitterte Heerführer sich auf das unglückliche Hamburg warf, um dort noch einmal in der ihm eigenen, grausamen Art „Revanche“ zu nehmen.

Es war in der Nähe der zum Opfer ausersehenen Reichsstadt, als der Marschall mit seinem Stabe in einer kleinen, noch von Franzosen besetzten Citadelle Halt machte. Dort nahm er für eine Nacht Quartier, um einestheils seiner erschöpften Umgebung eine kurze Rast zu gönnen, anderentheils

die Bestätigung zu erwarten, daß ein klägslicher Rest des Dudinot'schen Corps sich mit dem seinigen vereinigt habe. Diese Nachricht traf ein, und der Unermüdsche, der nur kurzer Ruhe bedurfte, verließ die kleine Festung am frühen Morgen wieder.

Als er mit seinen Offizieren durch die lange, stille Straße ritt, that sich beim Gedröhn der Pferdehufe hier und da ein Fenster wie ein verschlafenes Auge auf, schloß sich aber schnell wieder, sobald der Ausschauende den Gefürchteten erkannte, den schonungslose Zerstörungslust noch mit einer Art kalten Ruhmescheins umgab und an dessen erzhartem Wesen fernere harte Jahre geschmiedet hatten.

Ausgangs der Straße mußte er sein Pferd zügeln, um nicht in einen wirren Haufen Soldaten und Volks zu gerathen, der sich vor ihm dem Thore zu bewegte.

„Was giebt es da für eine frühe Belustigung,“ rief er gereizt seinem Adjutanten zu, welcher spöttisch lächelnd erwiderte:

„Nicht die seltenste in jegiger Zeit — eine Execution!“

Der Marschall war dem Volksauflauf so nahe gekommen, daß er jetzt selbst inmitten desselben den jungen, ländlich gekleideten Mann wahrte, der gesenkten Hauptes zwischen den Wachen dahin schritt — dem dunkelgähnenden Festungsthore zu, durch welches es für ihn nie einen Rückschritt gab — dem trüben Nebelmeere der Felder entgegen, das sich vor ihm, dem großen, uferlosen Meere der Unendlichkeit gleich, ausbreitete. Dicht vor dem Verurtheilten marschirte ein blutjunger Tambour, der schläfrig ein wenig mit der Trommel rasselte und hinter ihm neun französische Schützen, die Musketen nachlässig im Arm, ganz ungenirt mit einigen folgenden Spatenträgern plaudernd, als ginge sie die „affaire“ außerordentlich wenig an, oder als suchten sie doch so leicht wie möglich über die nicht gerade erwünschte Morgenarbeit hinwegzukommen.

Kein theilnehmendes Auge, den letzten Blick des Unglücklichen tröstend aufzufangen, — kein liebevoll herabgebeugtes Haupt, sein Todesstammeln als das theuerste Vermächtniß für die Seinen zu erlauschen, — kein Abschiedsdruck von Freundeshand. Kalt, starr und öde wie die sterbende Herbstnatur lag die letzte schwere Stunde auf ihm, ihn hülflos allein lassend mit der schlimmsten Gefährtin auf dem Todesgange —: der lebensfreudigen Jugendkraft. —

„Was hat der Delinquent verbrochen?“ fragte Davoust kurz.

„Ein Spion,“ entgegnete verächtlich der Adjutant. „Durchlaucht erinnern sich wohl noch der gestrigen Meldung des Commandanten, daß ein

junger Landstreicher, schon mehrfach eines die Unrigen schwer schädigenden Verraths verdächtig, endlich eingefangen sei. Da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, hatte er die Frechheit zu behaupten, daß eine Verwechslung seiner Person stattgefunden habe. Er wollte ein Lützower Jäger sein, von seinem Commandeur einer Unterhandlung mit Coloneln Willier wegen abgesandt. Geleitsbrief, nebst anderen Legitimationspapieren, sowie seine Uniform, gab er vor durch einen räuberischen Ueberfall unserer umherschweifenden Truppen eingebüßt zu haben. Er log ziemlich schlau, denn er log um sein Leben. Aber Niemand schenkte seiner höchst unwahrscheinlichen Geschichte Glauben, da er nicht den geringsten Beweis beizubringen vermochte, — und Durchlaucht befahl selbst, kurzen Proceß mit ihm zu machen.“

„Kurzen Proceß!“ wiederholte der General mit hartem Lachen, „Giebt es keinen Hanf mehr im Lande, daß man das theure Pulver und Blei an ihm verschwendet? Wozu der Aufzug mit dem Spion?“

„Er war auch zum Strang verurtheilt; doch der junge Mensch wußte so beweglich zu bitten, nicht um sein Leben — nur um einen ehrlichen Soldatentod, — daß der Kommandant ihn zu Pulver und Blei begnadigte.“

„Der Mann wird alt,“ sprach Davoust scharf. „Notiren Sie ihn, er soll demnächst Gelegenheit finden, seinen Platz minder schwachherzigen Leuten zu räumen.“

Damit hatte er dicht hinter dem „zu Pulver und Blei Begnadigten“ das dunkle Thor passiert, — und gerade, als sein Pferd in das freie Feld hinaustrat, brach die Sonne durch den Nebel — ein purpurrother Ball, der in all seiner Glorie weithin den Himmel färbte — immer glühender — immer strahlender — Blut und Feuer zugleich, — und der selbst einen zitternden Abglanz auf den Weg des Hoffnungslosen streute.

„Die Sonne von Austerlitz!“ murmelte der Marschall, einer dunklen Erinnerung nachgebend, — der auf dem Todesgange aber streckte im selben Augenblick die Hand zum rothen Himmel auf und rief ihm laut und freudig zu wie einem grüßenden Fremde:

„Vegrand!“ —

Dabei hatte sich das scheuende Thier des Generals dicht an ihn herangedrängt, — der junge Mann hob das Gesicht, vom Strahl der Sonne wie mit hellem Verklärungsschein übergossen, zu dem feindlichen, noch immer Gewaltigen empor, und sie schauten einander mit einem langen, festen, forschenden Blick ins Auge. Der Geist des todtten Tambours stieg zwischen ihnen aus dem Grab empor, um die beiden fremden und feindlichen

Männer ein geheimnißvolles, magisches Band webend, dem sie sich nicht entziehen konnten. —

„Halt,“ befahl der Marschall und warf sein Pferd so scharf vor dem kleinen Tambour herum, daß ihm der Wirbel schrill abbrach, „laßt den Gefangenen vortreten! — Hierher! Wie heißest Du?“

Ein finsterner Troß bäumte sich in dem Angeredeten empor und ließ ihn die Zähne aufeinander pressen und die Hände zusammenballen. Kein Laut kam über die zuckenden Lippen.

Der feindliche Befehlshaber mußte sein Gebot wiederholen, und er that es mehr drängend, als gebieterisch.

„Es ist gleich, ganz gleich,“ brach es nun zornig zwischen den zusammengepreßten Lippen des Gefangenen hervor, „ich habe es oft genug gesagt und keinen Glauben gefunden. Nun wiederhole ich es kein Mal mehr, kein einziges Mal!“

„Tropziger Bursche — so schweig und stirb! Doch Du riefst vorhin einen Namen — den eines todtten Mannes! Kamtest Du Vegrand?“

„Ich kannte ihn,“ rief der Verurtheilte, und die innere Bewegung schmolz den Troß seiner Stimme. „Es war mir, als sähe ich ihn riesengroß vor mir herschreiten — den alten Tambour mit dem fliegenden grauen Haar und der zerflossenen Stirn — immer der Sonne von Austerlitz zu, — der Siegessonne, die Blut und Feuer zugleich ist. Damals, als ich ihm zuhörte, ahnte ich freilich nicht, daß sie mir einst so scheinen würde!“

Auch der Marschall sah ihn — deutlich trat er ihm wieder vor Augen: Der alte Brave, stets der Erste in der Schlacht — mit seiner rauhen Außenseite und seinem liebebedürftigen, warmen Herzen, das sich selbst einem verschmachtenden Vögelchen anhing, da ihm nichts Anderes blieb, und das weder das Kriegsleben noch harte Schicksalsschläge je zu verhärten vermochten. Wie hätte Davoust ihn auch vergessen können, den Einzigen, dem er jemals Gnade bot — und der doch stolz die Gnade aus seiner unwerthen Hand verschmähte!

„Arme Toinette,“ seufzte da der Gefangene an seiner Seite, — und zugleich trat eine Erscheinung ganz anderer Art wie die des alten Tambour vor den General und doch mit jenem im innigsten Zusammenhange. Das kleine Mädchen mit der herzbewegenden Stimme und den beseeelten Augen, aus denen der Unschuldsgeist jener anderen, hingeopferten Toinette blickte, — sei ruhig, kleine Fürsprecherin, Deine Stimme ist nicht ungehört verhallt — sie tönt noch durch den Kriegslärm wilder Jahre fort!

„Du weigerst Dich Deinen Namen zu nennen, junger Mann,“ sagte der Marschall, „so will ich selbst Dir sagen, wie Du heißest: Joachim Stahl! Ja, Du bist der Dritte in jenem seltsamen Freund-

schaftsbunde — bist Joachim Stahl und die kleine Toinette Normann“ —

„Ist meine Braut,“ fiel Jener kurz und bitter ein. „Ja wohl — ganz recht! Arme Toinette! Sie mußte darauf gefaßt sein, mich im Kampfe für das Vaterland zu verlieren — aber so! Nicht auf dem Felde der Ehre, sondern durch schmachvollen Ueberfall gefangen — an Stelle eines niederen Verräthers zu Tode geschleppt und für die Wahrheit meiner Aussage nichts — als mein Wort, dem Niemand Glauben schenkt!“

„Joachim Stahl! bei Davoust bedarfst Du weiter keiner Legitimation. Ich bin von der Wahrheit Deines Wortes überzeugt und — gebe Dir hiermit das Leben und die Freiheit zurück, — nicht aus Gnade, sondern nach Fug und Recht! Darum wirfst Du Beides wohl nicht aus meiner Hand verschmähen, junger Troktopf. Dir bleibt noch viel zu thun übrig: Noch ist der letzte Franzose nicht vom heimischen Boden verjagt!“

Starr, keines Wortes mächtig stand der Befreite vor ihm. So waren Toinette Devreux und der alte Tambour doch nicht vergebens gestorben! Ihr Tod legte das Samentorn in jenes harte Herz, woraus nach Jahren sein und Toinettens Leben keimte. Denn gerade dadurch, daß es nicht in des Marshalls Macht gelegen hatte, durch die Begnadigung Vegrands seine Jugendschuld zu mildern, wurde sie nun in ihm wach und trieb ihn zu einer sühnenden That. Die kleine Fürsprecherin, die den Freund ihrer Kindheit trotz ihrer warmen Bitte verlor, erhielt dafür den Geliebten ihres Herzens zurück. So bewirkte der Todte, was der Lebende niemals vermocht hätte.

„Wie der große Würfel auch fällt,“ fuhr der Marshall fort, „möge Dir glückliche Heimkehr beschieden sein — ihretwillen! Wenn dann die großen Augen Dir entgegenlängen, zärtliche Arme Dich umfassen, — so sage ihr: Davoust grüßt Toinette!“ —



Die Schlösser König Ludwig's II.

Von * * *

Von dem an Bergtouristen und Sommerfrischlern überfüllten Partenkirchen wanderten wir über Garmisch und Oberau in das nach Oberammergau führende Thal, wo das altherwürdige Kloster Ettal uns im Bräustübl der Klosterbrauerei den gastlichen Trunk credenzte. Wenn man von hier aus längs des rauschenden Ammer gehend, und Ammergau rechts liegen lassend, in das liebliche Graswangthal einlenkt, gelangt man an das 1 1/2 Stunden entfernte Märchenschloß Linderhof, mit seinen prachtvollen Terrassen, um Angeichts des höchsten der Berge im deutschen Reich, der imposanten, schneebedeckten Zugspitze, munter fürbas zu wandern, bis man am Fuße des Säuling an jenem bekannten, „die Jugend“ benannten Aussichtspunkt Halt macht. Von hier aus sieht man in wahrhaft paradiesischer Lage das auf bewaldetem Felskopf gelegene Schloß Hohenschwangau, umgeben vom Schwan- und Alpsee, umrahmt von Wäldern und tiefen Schluchten, eine lieblich romantische Ritterburg, die auch Karl Gutzkow in einem mehrbändigen Roman behandelt. Einst ein Römercastell, dann eine Ritterburg, wurde sie 1809 von den Tyrolern verwüstet und vom König Max II. später wieder aufgebaut. Von ihm und seiner Familie lange Jahre bewohnt, liegt sie jetzt verlassen da, und den Wanderer überkommt nach den jüngsten Schreckenstagen ein stilles Grauen, wenn er auf diesen tiefschattigen Waldeswegen seine Schritte dem Schlosse näher lenkt. Sinnreich und poesievoll haben die Meister Schwind und Schwanthaler hier zusammengewirkt, um auf Schritt und Tritt mit jugendfrischer Künstlerhand der Burg ein jungfräuliches und überaus freundliches Ansehen zu geben. Kein mürrischer Castellan, sondern ein biederes, gutmüthiges Bayerngesicht übernahm freundlich grüßend und dann erklärend die Führung. Gleich an der Einfahrt salutiren zwei Schwanthalersche Bannerträger mit dem bayerischen und Schwangauer Wappen, im Schloßhof sprudelt der Marienbrunnen sein kristallhelles Bergwasser, dann winken uns allerlei launige Fresken, welche auf das Schalten und Walten einer Schloßküche Bezug haben, und

ein mächtiger Schwan versieht seine Dienste als Springbrunnen, während vier wasserspeiende bayerische Löwen, ebenfalls von Schwanthaler's Hand, eine mächtige Schale tragen, aus deren Innern der Strahl einer hohen Wasserfontäne emporsteigt, einige Schritte davon ein köstliches Marmorbad, welches aus dem ursprünglichen Felsen herausgearbeitet ist. Ein poetischer Gruß ladet den Wanderer ein, die Burg zu betreten, ein lustiger Vers über der Kellerthür gemahnt ihn an das, was dem echten Bayern willkommen ist, an einen guten und tiefen Trunk. Doch man vergißt der materiellen Bedürfnisse der Zunge und des Magens, sobald man diese stolzen, ritterlichen und doch eines gemüthvollen und anheimelnden Zaubers nicht entbehrenden Gemächer betritt. Die prachtliebenden Wittelsbacher verbinden mit Medicäergüte den Sinn für häusliches und künstlerisches Behagen und lassen sich nicht durch steife und vornehme Kunst die Wohnräume beeinträchtigen. Liebliche Märchen und Sagen, Bilder holber Minne und mittelalterlichen Frauenlebens bedecken die Wände in poesievoller Form, wie sie dem Märchencomponisten Moriz v. Schwind so recht aus der tiefsten Tiefe seines kindlichen Gemüthes kamen, und es ist keine Frage, daß diese freundlichen Märchen-Gestalten, diese Schwanenrittersagen und Siegfriedthaten auf den prinzlichen Knaben Ludwig schon früh eine bestridende Macht von den al fresco bemalten Wänden der Hohenschwangauer Wohnräume herab ausübten. Die Schwanrittersage vom Lohengrin, die Wartburgminne und der Riblungelike Not, die hier schon in den frühesten Kinderjahren auf seine jugendliche Phantasie bildlich einwirkten, haben während seines ganzen späteren Lebens ein förmliches Gastrecht in allen seinen Schlössern, in allen Variationen und historischen Abzweigungen behalten. Als Tannhäuser und Lohengrin von Wagner ohne den Pomp von heute zuerst über die Münchener Bretter rauschten, war Ludwig noch ein Knabe, das Theater ihm noch eine verschlossene Welt; als er dieses Wunderbuch mit sieben Siegeln in seinen Jünglingsjahren lösen durfte, vibrirte sein ganzes Nervensystem, König

geworden, zog er den großen Magier sofort in seine nächste Nähe, und Wagner erkannte nur zu bald, mit welchen Stoffen er den Sinn „des reinen Thoren“ zu umgaulen, mit welcher Narchose er den Neophyten einzulullen habe, um ihn ganz in Fesseln zu schlagen.

Schloß Hohenschwangau trägt die vom König Max gewollte einfache kernige Pracht der Gothik und Renaissance, sein Inneres ist ein bis zum letzten Punkt harmonisch gestaltetes Gefüge bis in's Kleinste, keine Ueberladung an glühendem Gold und Silber, sondern alles Kunstvolle ist von einfach wichtiger Kraft und gediegener Schönheit. Wir waren deshalb sehr gespannt, die Privatgemächer und das Arbeitszimmer des Königs Ludwig zu sehen. Hier entfaltete sich allerdings jener Prunk, der sich bei diesem eigenartigen und verwöhnten Schloßherrn in schweren, massigen Goldstickereien, wollüstigen Sammetstoffen und raschelnden, glitzernden Seidenvorhängen befundet. Aber der Blick hastete nicht neugierig an diesem oder jenem Detail, denn der Castellan öffnete die Fenster, und siehe, ein Panorama von nie gesehener Schöne umfing uns mit seiner leuchtenden, herzbegleitenden Allgewalt. Wie das blaue Auge der Alpen liegt da der Schwanssee, und sein Nachbar der Alpsee grüßt aus dem Grün der Föhren herauf zu unserm Fürstenthum, lieblich schlingt sich der Kranz der Allgäuer Berge und weiter ragen die ehrwürdigen Häupter der Tyroler Grenznachbarn. Lärchen und Ahorn und eine Welt von dunkelbuschiger Vegetation strömen Tannenharzduft aus dem melodischen Waldesweben, brausend schäumen die Achen, weiße Silberbänder durch das Waldesdunkel schlingend und aus der Pöllatschlucht schießt übermüthig durch gehöhlte Felsen der aufbrausende junge Sohn des Gebirges. Wahrlich der Platz an des Königs Schreibtisch hier ist kein Sitz zum Träumen, nein, er fordert heraus zum Handeln, zu großen Thaten oder zum Forsten, zum Jagen, zum muthigen Wagen, aufwärts zu steigen und die Brust gesund zu baden und zu befreien von dunklen Gewalten. Aber König Ludwig hat hier weiter geträumt an diesem Orte und wie wir ein Bild an der Wand des eigenen Zimmers, welches wir täglich vor Augen haben, aus Gewohnheit schließlich nicht mehr gewahren, so hatte auch für den königlichen Träumer diese anbetungswürdige Natur keinen Reiz mehr. Sein begehrlischer Sinn suchte Veränderung, er schloß die schweren Goldbrokatvorhänge, und bei der Nachtlampe, die hier einst dem Minnesänger Hilpolt von Schwangau nicht viel besser geleuchtet haben mag, barg der König stieren Auges das Haupt in Bauentwürfe und Skizzen. Ein Büchschuß weit, auf dem Tegelfelsen, unwegsam, am jähen Abhang der tosenden und brausenden Pöllat-

schlucht war Platz für ein Schloß nach seinem Sinn, Hohenschwangau, das die Ritter einst Schwansstein geheißt, wollte er neu erstehen lassen, Neuschwansstein sollte es heißen das Riesenschloß, das in seinen täglichen und nächtlichen Träumen wie ein Geisterpfad tobte. „Schnell, sprengt mir den Felsen, macht unwegsam den letzten Rest, der noch wie ein Zugang zum Tegelfelsen aussieht, und über dämonisch schwindelnde Brücken bringt mir die Granitblöcke von zwei Metern im Durchmesser!“ Das war der Befehl des gewaltigen Machthabers auf Schwangau, gegeben wie einen Wink, wie man ihn leichten Sinnes einem Diener am Frühstückstische ertheilt, befolgt aber und ausgeführt pünktlich und ernst wie das Machtgebot eines Weltenbeherrschers.

Jetzt ragt Neuschwansstein, erbaut nach dem Muster der Wartburg, nur doppelt so groß und umfangreich, auf dem Tegelfelsen, wenn auch unvollendet, empor und das etwas weiter unten liegende Hohenschwangauer Schloß nimmt sich gegen diese Walhallagötterburg wie ein Kartenhaus aus: „Auf Berges Gipfel die Götterburg, — prunkvoll prangt der prächtige Bau.“ — Neuschwansstein hat fünf mächtige Stockwerke und drei Dachstühle, die Balkons im dritten und vierten Stockwerk tragen ein Dach von schwervergoldeten Platten, die weit hinaus in die Lande im Sonnenlicht blitzen, von hier aus sieht man senkrecht und tausend Meter tief in die Pöllatschlucht, deren brausendes Wasser durch den noch oberhalb des Schlosses beginnenden Pöllatwasserfall gebildet wird; über die Schlucht selbst, 90 Meter hoch, führt eine lange grazios gebaute Schwebelücke, deren gewaltige Träger von hier wie ein dünnes aus Bündholzstäbchen gebautes Balkenwerk erscheinen. Zaghaft näherten wir uns über ein Labyrinth von Steinmetzarbeiten und unvollendetem Material dem Schlosse, das noch kein Fremdling betreten; freundlich grüßend kamen wir an Arbeitern und Aufsehern vorbei und drangen weiter vor ohne aufgehalten zu werden, mit leisen Schritten barhäuptig schritten wir durch die imposanten Hallen und Gänge und gelangten, ohne den Wunsch: die Zimmer zu sehen, in uns laut werden zu lassen, bis in das dritte Stockwerk. Der geräumige Corridor mit prachttropfenden Kronleuchtern in Schwanengestalt gebildet, und an den Wänden die Fresken der Siegfriedsage, machte auf uns den Eindruck einer Wartburgsängerkirche, aber die eigentliche Sängerkirche sollte uns sich erst erschließen. Wir waren eben in Betrachtung eines Gipsmodells begriffen, welches das in letzter Zeit vom Könige projectirte chinesische Schloß Falkenstein vorstellt, als die Thür des königlichen Speisezimmers sich öffnete und ein Schloßbeamter sein prüfendes Auge über unseren Touristenanzug gleiten ließ. „Sie verzeihen, wenn es uns gelungen, bis hierher

zu dringen," sagten wir höflich, „wir glaubten kein Unrecht zu thun.“

„Mit Gottesfurcht und Dreistigkeit kommt man durch die ganze Welt,“ erwiderte freundlich der Angeredete, „wenn des Königs Majestät noch lebte, wären Sie nicht mehr am Leben, sondern lägen bereits erschlagen in der Pöllatschlucht oder im Burgverließ.“ Dabei lud er mit freundlicher Handbewegung ein in die Gemächer zu treten. Wie alle Zimmer in der Farbe der Sammet- und Seidenstoffe verschieden, so hatte auch das Speisezimmer in allen Details seine eigene Farbe, nämlich bordeauxroth. In der Mitte stand ein Speisetisch mit vier Stühlen, an welchem der unglückliche Monarch sein Frühstück kurz vor seiner Fortführung nach Schloß Berg genommen; auf dem Fuß des Candelabers lag noch die halbaufgerauchte Cigarette, zahlreiche Brodkrumen bedeckten den Teppich und in der Mitte des Tisches standen ein Blumenstrauß und zwei silbervergoldete Tafelaufsätze, Lohengrin und Siegfried als Drachentödder darstellend, beides im Detail meisterhafte Arbeiten des Münchener Kunstgewerbes. Der König hatte eben gespeist und fühlte sich beruhigt in dem Glauben, daß die Commission geblendet im Burgverließ schmachte, als er laute Schritte auf der Treppe hörend hinaustrat, um sich von der ungewohnten Störung zu überzeugen. Er fand die Treppe durch Wachen besetzt, welche seine Absicht verhindern sollten, sich von dem Thurm des Schlosses in die Pöllatschlucht hinabzustürzen, wahrlich eine schwindelerregende Luftreise von tausend Metern und eine Todesart würdig eines irrsinnigen Königs. Hier an der Treppe bannte ihn das große, freundliche Auge des sich ihm in milder Ruhe entgegenstellenden Dr. von Gudden. Neben dem Speisezimmer, welches prachtvoll geschnitzte Renaissancechränke und eine Menge Prunkgefäße schmücken und dessen Kamin einen riesigen Schwan aus Porzellan trägt, liegt das Arbeitszimmer des Monarchen, dessen Möbelfstoffe grün mit schweren Goldauslagen versehen das reichgestickte L. mit der bayerischen Krone tragen, an den Wänden spielt sich die Tannhäuser-sage ab, die völlig nackten Nymphen mit der gekrönten Venus sind in ihrer Gruppierung vom Könige selbst entworfen. Auf dem Schreibtische sehen wir wiederum Lohengrin mit dem Schwan aus massivem Silber und Gold als Tintenfaß gedacht, daneben einige Gänsefedern, die sehr tief eingetaucht, noch feucht und erst kürzlich gebraucht zu sein schienen; auch eine kostbare Stahlfeder mit goldenem Halter lag bei der mit Edelsteinen besetzten golddurchbrochenen Schreibmappe. Von hier aus gelangten wir in ein geräumiges Empfangszimmer, welches durch Siegfrieds Tod, gemalt von Piloty, geschmückt ist. Dieser Raum hatte für

den König noch seinen besonderen Zweck. Des Königs Freigebigkeit liebte es besonders auch zur Weihnachtszeit, reiche Spenden auszuthemen und Ende November begann er mit seinen Weihnachtseinkäufen. Da wanderten denn wochenlang jeden Tag die schwersten Kisten aller erdenklichen Kaufleute und Händler auf die Götterburg. Von nah und fern kamen die Geschäftsleute und wälzten ihre Waaren in großen Wagenladungen, trotz Schnee und Winterfrost den Berg hinauf. In diesem Empfangszimmer wurden die ausgepackten Waaren aufgestellt und der Monarch verbrachte Nächte lang in diesem Raume, wie ein königlicher Weihnachtsmann schaltend und auswählend, wobei der geringste seiner Hofbeamten in München und auf den Schlössern reich bedacht wurde. Diese Weihnachtsauswahl fand stets in so reichem Maße statt, daß der unten im Schloßhofe wartende Kaufmann stunden- und tagelang mit anderen zugereisten Collegen sich einem fröhlichen Zechgelage hingeben konnte, um endlich mit wahrhaft fürstlichen Ankäufen und weiteren Aufträgen zu Thale ziehen zu dürfen. Diese Weihnachtswochen bilden Sonnenblicke in dem verdüsterten Seelenleben des Königs und wiederholten sich auf Hohenschwangau und Schwanstein seit zwanzig Jahren mit militärischer Pünktlichkeit, jeder Münchener Geschäftsmann hatte seinen bestimmten Tag und Stunde, wo er, das heißt seine Kisten, im Empfangszimmer vorgelassen wurde.

Wie das Arbeitszimmer eine traurige Denkwürdigkeit erlangt hat durch all' die wüsten Besesse und Todesurtheile, die der Irrsinnige hier zu Papier brachte, so entbehrt auch das Speisezimmer seiner Tragikomik nicht. Hier speiste er, gekleidet in der Rococotracht der Pompadourzeit, in der ihm angenehmen Gesellschaft Ludwigs XIV. und XV. und der unglücklichen Königin Maria Antoinette, die er besonders in sein Herz geschlossen hatte. Diese alte erlauchte Gesellschaft in Poudre und Allongeperrücken saßen im steifsten Hofceremoniell an seiner Tafel, wenigstens glaubte der König in seinen Hallucinationen diese historischen Gestalten besuchsweise um sich zu haben, und während der Wahnbefangene mit leeren Stühlen zu Tische saß, erblickte er sie wie Bantó's Geist an seiner Tafel und führte laute und eingehende Conversation mit ihnen. Dieses Ceremoniell von einer langen reichbesetzten Tafel mit leeren Stühlen hat der König schon vor langen Jahren einmal in alter Rococotafelpracht ausgeführt, wobei er in liebenswürdiger Weise den Wirth machte und jedem goldbrokatbestickten Stuhle etwas Angenehmes zu sagen wußte. Auf seinem Arbeitstische prangte auch lange Zeit eine reizende Zeichnung von dem Maler Heinrich Löffow in München, welche eine fröhliche im Champagner schwelgende Tischgesellschaft

von Herren und Damen aus der Zeit der Poudrerperrücken und Schönheitspflästerchen darstellte. Dieses Blatt war lange Zeit eines seiner Lieblingsbilder, es ist auch im Ackermann'schen Kunstverlage unter dem Titel: »Entre nous« auf Wunsch des Königs publicirt worden, obgleich er sonst sehr eiferfüchtig auf die Publication seiner Schätze war.

Aus dem Speisezimmer gelangt man in's Schlafzimmer, offenbar den schönsten Raum in der Privatbehausung des Königs. Es ist bayerisch-blau, die Lieblingsfarbe des Monarchen, und wiederum sind alle Draperien, Rücklehnen und Sitze der Stühle mit fingerdicker Goldstickerei versehen. Das Bett mit einem schweren gothischen Traghimmel wie ein Kanzeldach und Baldachin ausgestattet, ist von einer Ausdehnung, daß bequem sechs Menschen darin Platz haben, die schwere, kunstvolle Holzschneiderei reicht bis zum Plafond hinauf, am Kopfsende befindet sich eine Madonna, auf dem Bettischen daneben steht ein zusammenlegbarer kleiner Hausaltar mit Flügelbildern. An den Wänden des Schlafgemachs sind wiederum die üppigsten Scenen aus Tristan und Isolde in Lebensgröße; man sieht, daß Wagner's Miene den König bis in den tiefsten Traum zu verfolgen berufen war. Neben an befindet sich ein erkerhafter Ausbau, die Hauskapelle darstellend, mit Malereien aus dem Leben des heiligen Ludwig; auf allen Bett- und Altardecken prangen in Vrolatgoldstickerei des Königs Lieblingsstiere, die bayerischen Löwen und die gekrönten Schwäne, ein silberner Schwan spendet das frischeste Waschwasser wie es eben von der Hochquellenwasserleitung des Tegellkopfes hergeleitet wird, diese Leitung versorgt alle Stockwerke; ebenso reicht ein Speisenaufzug bis in den vierten Stock. Drei Riesenhöfen besorgen die Luftheizung aller Räume, für den Thronsaal ist eine eigene Luftheizung angelegt. Im Ankleidezimmer nebenan erblicken wir die sich um Walthar von der Vogelweide gruppierenden Minnesänger und Scenen aus den »Meistersingern von Nürnberg« fehlen natürlich nicht. Alle Wasch- und Trinkgeschirre tragen den bayerischen Löwen und den Schwan als Emailarbeit, ein hübsch gearbeiteter Toiletenschrank zeigt in deutlicher Darstellung die Ausübung des *jus primae noctis* des mittelalterlichen Herrenrechtes. Betreten wir nun noch das größte aller Zimmer, das Wohnzimmer, so staunen wir über die prächtigen Bilder aus der Lohengrinnsage, auf dem Sophasisch, an welchem der König oft und lange traumbefangen saß, steht zwischen Girandolenleuchtern das reich umrahmte Bildniß Ludwigs XIV., mit welchem er lange französische Zwiegespräche zu halten pflegte, dann trat er auf den glasumdeckten, blumenreichen Balkon hinaus und blickte in den Sternenhimmel stundenlang, tief unter sich die brausende Pöllatschlucht,

und wenn er des nächtlichen Naturwaltens genug hatte, betrat er eine Grotte, wo ein künstlicher Mond mit seinen elektrischen Strahlen einen künstlichen Wasserfall (im dritten Stockwerk!) magisch beleuchtete.

In den oberen Stockwerken liegen der Thronsaal und der Sängersaal mit Darstellungen aus Gudrun, Nibelungen und Parzival. Der Sängersaal zeigt nach der einen Seite eine Säulenreihe, die einen abgegrenzten Raum bildet und eine Gallerie trägt, auf deren Säulen dann die in bunten Farben getäfelte Holzdecke ruht. Eine Menge kolossaler Kronleuchter, reich mit dreitausend Kerzen versehen, geben ein taghelles Licht. Im Hintergrunde befindet sich ein bühnenartiger Abschluß, eine waldige Landschaft mit dem Welkenbaum der Edda darstellend, in dessen Schatten die Welkenquellen entspringen und an dessen Stamm ein munteres Eichhörnchen auf und niederhüpft. Eine Menge Sitze in den Farben der Minnesänger ohne Rückenlehne stehen in Saale reihenweise aufgestellt, ebenfalls aus prachtvollen golddurchwirkten Seidenstoffen.

Wir stehen geblendet und starr vor Staunen ob all' dieser Herrlichkeit, wir haben viele Schlösser und reiche Herrensitze, Kirchen und Paläste besucht, aber solche majestätische Pracht haben wir nie. Man fragt sich wohl vergeblich: »Für wen das Alles?« Hat doch der König am Eingang dieses Stockwerkes nach eigener Idee und eigenem Wunsch einen häßlichen grauen Drachen vor das Allerheiligste als Hüter hingesezt und wenn man vergeblich nach einer Lösung für dieses Räthsel sucht, so tritt uns eine schwarz verhüllte Nachtgestalt schauernd entgegen und raunt uns in's Ohr: Hier verkehrte der König mit seinen Spukgestalten aus der Geschichte und Sage, mit denen er stundenlange Gespräche führte und mit denen er eine lange, lange ewig währende Götterzukunft wie in Walhall zu erleben wähnte. Eine solche Zukunft schwebte ihm vor, welcher der graufige Sturz vom Schloßthurm in die Pöllatschlucht voraus zu gehen hatte, um dann von Valküren getragen in die eigene Burg auf Fledermausflügeln und stolzen Rappen in die oberen Stockwerke als Wotan einzuziehen und zu herrschen.

* * *

Tausend und eine Nacht oder die hängenden Gärten der Semiramis betitelt sich im Volksmund ein Bau, welcher, ein Kabinetsstück der Gartenkunst, sich oben auf dem Dache der königlichen Residenz in München befindet und von Ludwig II. mit unerhörten Anforderungen an die Gejeße der Statik an einen Platz gestellt wurde, wohin man sonst keine Gärten zu verlegen pflegt. Als der alte

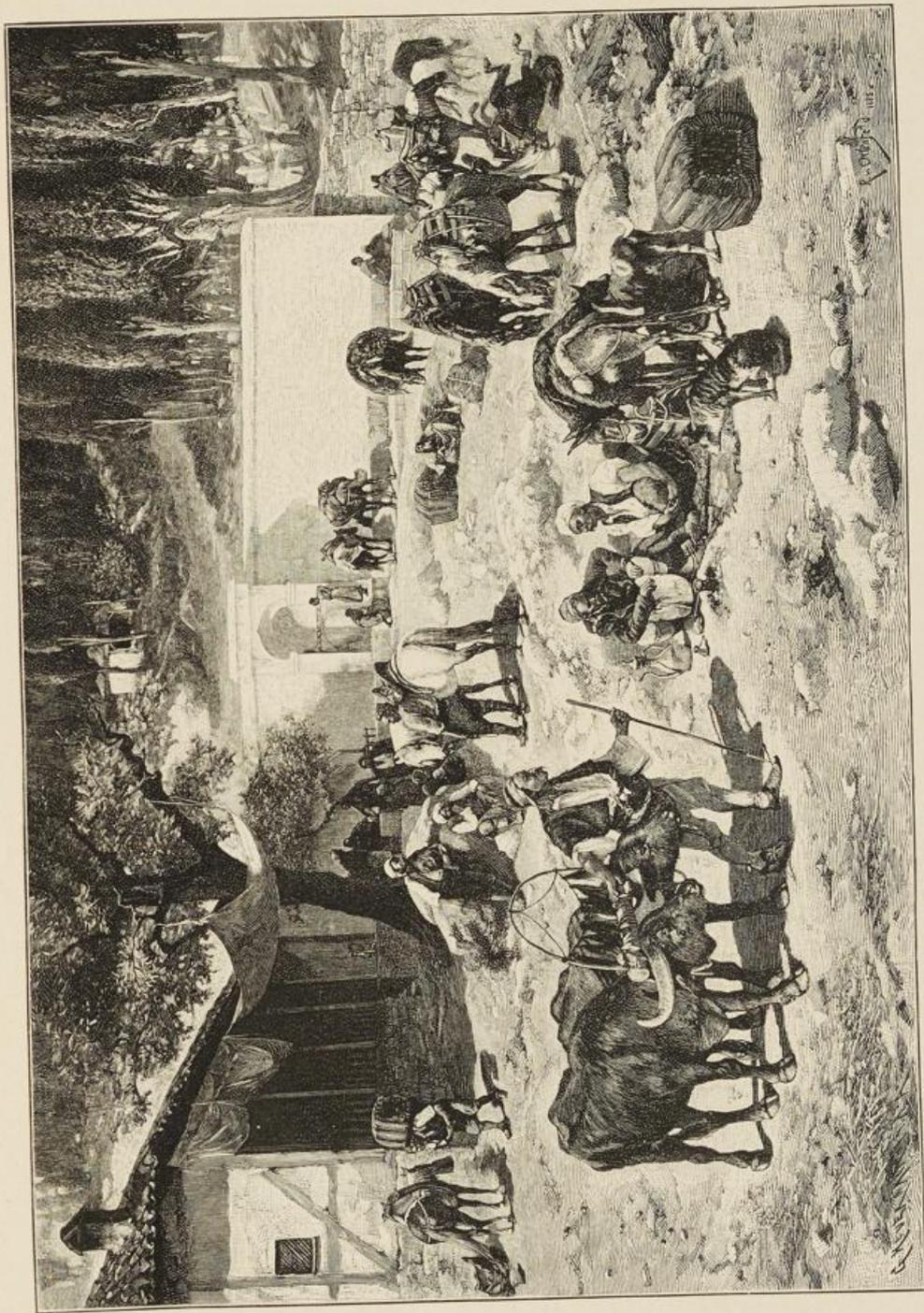
König Ludwig I., der Großvater des nunmehr heimgegangenen unglücklichen Fürsten, den neuen großartigen Prachtbau der Residenz im Hofgarten zu München vollendet hatte, ahnte er wohl nicht, daß dieses herrliche Architekturstück einst vom Enkel einen höchst unsymmetrischen Aufbau auf dem Dache des riesigen Schlosses erhalten würde. Von außen gesehen gleicht denn diese Verunstaltung auch einem riesigen Tonnengewölbe, aus Glas und mächtigen Eisenrippen construirt, einem mächtigen Bahnhöfistunnelbau, der von der Straße aus erblickt keineswegs harmonische Sympathien zu erwecken vermag. Um so eigenartiger und voll zauberhaftem Reiz ist aber das Innere dieses auf dem Dache in einer Länge von 245 Fuß sich ausdehnenden Wintergartens. Der König, welcher sich während der Wintermonate nur vorübergehend in München aufhielt, nur des Nachts ankam, eine Station vor München den königlichen Extrazug verließ und dann zu Wagen in die Residenz fuhr, bewohnte nur drei bis vier Zimmer im obersten Theil des riesigen Schlosses. Von seinem Schlafzimmer aus führte eine Thür direct in den besagten Wintergarten, so daß er jede Minute aus- und eingehen konnte. Niemand als der Hofgärtner durfte ihn betreten, für die Münchener war er ein Mysterium, dem die Fabel noch allerlei kleine Scherze anzuhängen mußte, Thatsache ist, daß nur die Erzherzogin Gisela und eine Sängerin ihn einmal betreten haben, letztere durfte mit ihrer Stimme zuweilen mit den indischen Nachtigallen des wunderbaren Gartens wetteifern. In Mitten des Gartens befindet sich (man denke nur: auf dem Dache eines Hauses) ein kleiner See mit zwei indischen Schwänen, eine reich vergoldete kleine Gondel lag am Gestade für den königlichen Fährmann bereit. Der See erhielt seine Speisung durch einen Wasserfall, der aus einer mächtigen Tropfsteingrotte, in welcher der König nächtlicherweile zu träumen pflegte, hervorrauschte. Die Gesamtscenerie stellt eine indische Landschaft vor, die abschließende hinterste Wand zeigt eine wundervolle Malerei des Himalayagebirges und ist mit natürlichem Vordergrundaufbau nach Art unserer Panoramen perspectivisch durch ausgesucht schöne Palmen, Bananen und Orangenbäume behandelt, große Spiegel lassen den Garten bis ins Endlose gedacht, erscheinen. Zwei Wege, die sich in einem Halbbogen vereinigen, führen in diesen eigenthümlichen Freypark, der am See eine natürliche Wiese zeigt mit wundervollen Blumen und Blattgewächsen und Tandarini's prachtvoller Marmorgruppe: „Faust und Gretchen,“ ein Kiosk mit vergoldeten Kuppeln und Minarets, reich verziert mit kunstvollen Arabesken, Schnitzwerk und reizenden Glasmalereien, und durch ein magisches Licht erleuchtet. Die indischen Möbelstoffe laden nach morgenländischer Art zum

Ruhen ein, etwas weiter sieht man als Gartenhäuschen gedacht, eine Indianerhütte, dicke Epheuranken überdachen einen lauschigen Bogengang. Die Pläne zu diesem Garten hat der König mit eigener Hand gezeichnet. Seit Jahresfrist ist dieses kleine Weltwunder etwas vernachlässigt worden, der See ist abgelassen, weil man ein Durchsickern des Wassers in den unter ihm liegenden Festsaalbau des Schlosses befürchtet hat, hauptsächlich aber auch deshalb, weil der König seine Besuche in München einstellte. Wochenlang vor einer, wenn auch noch so kurzen Uebersiedelung nach München überfiel ihn ein Grauen vor der Hauptstadt und mit fieberhafter Angst dachte er stets an einen Aufenthalt in der Residenz, in der ihn ohnehin keines Menschen Auge mehr von Angesicht zu Angesicht erblicken konnte.

Jetzt hört der Monarch nicht mehr die lieblich schwärmerische indische Musik, welche hinter den Büschen verborgen spielte, nicht mehr den Gesang der Nachtigallen, die hier wetteifernd ihren klagenden nächtlichen Schlag ertönen ließen. Da die Instandhaltung des Wintergartens große Summen verschlingt, die Beheizung allein 2000 Klafter Holz im Jahre beanspruchte, so will man das riesige eiserne Gewölbe zur größeren Zierde des Schlosses wieder abtragen und ein Palmenhaus im englischen Garten daraus machen zur Belustigung des Münchener Volkes, das so gerne von diesen Wundern aus Tausend und Einer Nacht zu fabeln wußte.

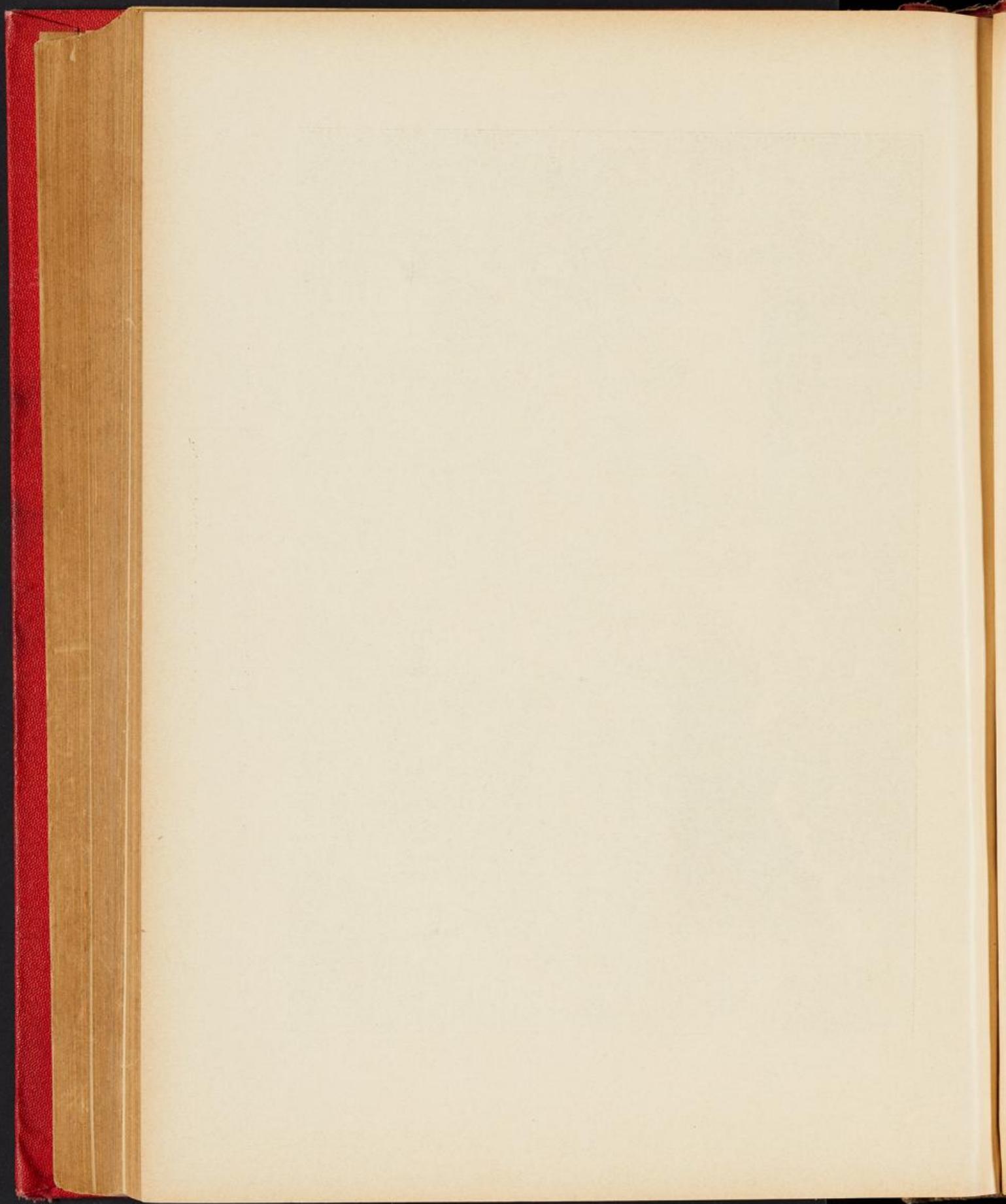
* * *

Wir eilen jetzt zu einer Stätte am vielgepriesenen Starnberger See. Je öfter man hinauskommt und an seinen Ufern promenirt oder im Kahn oder Dampfschiff all die schönen Willen, Gärten, Buchten und Gasthöfe besucht, desto lieber wird einem der See. Er hat etwas magnetisch Anziehendes, der Fremdling ist hier gleich heimisch, ein frohes Sommerfrischlervolk tummelt sich auf Wegen und Stegen und auf den prachtvollen Dampfzügen fahren Touristen aus allen Ländern, Amerikaner und Engländer nicht ausgenommen. Wohl mancher hat in den letzten Jahren sehnsüchtig nach Schloß Berg hinüber geschaut, dessen Uferland Niemand betreten durfte, nur die Thurmshöhe zeigt uns, daß der königliche Einsiedler zu Hause, aber niemals sah man seine Gestalt im Garten oder auf der Terrasse, der Nachtwandler schief bei Tage. König Max hatte in Schloß Berg ein fröhliches Tusculum unterhalten, es war ein gastliches Dach für Gelehrte, Künstler und Dichter und der König selbst war ein lebenswürdiger und freundlicher Wirth. Diesen Reiz verlor Schloß Berg unter Ludwig II. sofort und die fürchterliche und abweisende Strenge, mit welcher jede Annäherung hier verboten wurde,



Karawanferei in Schutari. Nach dem Gemälde von R. v. Ottenfeld.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaing, München.



machte Garten und Schloß beim Publikum förmlich verhaßt; denn die guten Münchener sahen sich vieler alter, herrlicher Gewohnheiten und Gepflogenheiten beraubt und es ist leider nicht mehr zu leugnen, daß man bei der Abgeschlossenheit und den sonderbaren Einrichtungen und Lebensgewohnheiten des Königs zuletzt nicht mehr eine kindliche Anbetung, sondern eine knechtische Furcht empfunden. Diese ist jetzt vorbei, das Volk fühlt sich wie von einem unheimlichen Druck befreit, alle Gärten und Schlösser öffnen sich dem Publikum, man braucht nicht mehr zaghaft aufzutreten, um den finsternen und umheimlichen Augen des strafenden Monarchen zu entgehen. Bald nach der Aufhebung der fürstlichen Verlobung spielte sich in Schloß Berg eine Scene ab, welche viel von sich reden machte. Der junge Monarch hatte damals eine schwärmerische Zuneigung zu der Kaiserin von Rußland gefaßt, die er in Kissingen kennen gelernt hatte, einer Dame, die zu jener Zeit noch jugendliche Reize hatte, aber den Jahren nach des Königs Mutter hätte sein können.

Man sprach allgemein von Heiratsprojekten zwischen den Höfen von Petersburg und München, man verkaufte in den Kunsthandlungen das liebliche Porträt der kaiserlichen Tochter, der jetzigen Herzogin von Edinburgh und der König Ludwig, welcher die Kaiserin zum Besuch auf Schloß Berg eingeladen, ließ mit Zaubergewalt die Räume des Tuscumums in ein Feenreich umwandeln, Orangebäume standen auf allen Treppen und Gängen, ein Hain von Cypressen und Myrthen war der Hof und der Vorgarten geworden, die Kaiserin kam und wandelte thatächlich Schritt für Schritt bis zu ihren Gemächern auf frischen Blumen der lieblichsten und seltensten Art. Das ganze Schloß war zur alleinigen Benutzung der Kaiserin hergerichtet, während der König Junggeselle eine benachbarte Beamtenwohnung als eigene Behausung interimistisch bezog. Es müssen sehr schöne Stunden gewesen sein, welche die Kaiserin hier im Gedanken an den zukünftigen lieblichen Wohnsitz ihrer Tochter verträumt hat, doch sollte es nicht dahin kommen, der Wunsch der Unterthanen blieb unerfüllt, des Königs Umgebung und die Diplomatie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht und das kam so: Die Kaiserin sah sich hier auf Schritt und Tritt wie eine Cleopatra vergöttert, die ausserlesensten und sinnigsten Ueberraschungen, wie man sie der verwöhntesten Fürstin nicht besser hätte bieten können, wurden ihr zu Theil und der König übertraf sich selbst in Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten. Da in einer Stunde, sagt der Volksmund, als die Kaiserin den Moment der thatsächlichen Werbung um ihre Tochter gekommen glaubte, stürzte sich der Monarch schwärmerisch wie ein Don Carlos der Kaiserin zu Füßen und, ihr eine brünstige Erklärung machend,

II. 2.

stammelte und flehte er um Liebe. In früher Morgenstunde reiste die Kaiserin ab und ihre Tochter heirathete bald darauf den Herzog von Edinburgh. Die blumenüberschüttete Altäre, auf der diese Scene vor sich ging, war in den Tagen vor der jüngsten Katastrophe verammelt, die Fenster mit dem beglückenden Ausblick auf den lieblichen See sollten vergittert werden und man hatte den König bereits verständigt, daß er wegen dieser vorzunehmenden »Reparaturen« wiederum in jenem Diensthäuschen wohnen würde, das er zu jener Zeit des Aufenthaltes der russischen Kaiserin bewohnt hatte.

Der Wagnercultus, der beim Könige zu einem wahren Götzendienste herabgesunken war, hat auch in Schloß Berg seine prunkvollen Altäre gefunden. Während das an und für sich nicht große Gebäude unter König Max einer einfachen herrschaftlichen Villa gleich, deren innere Ausstattung sich nicht besonders vor den übrigen Villen am See auszeichnete, ließ der König Ludwig auch hier zahlreiche, zum Theil sehr gute Wandgemälde Wagner'scher Opernscenen anbringen, dazugesellt finden sich die Hauptpersonen der einzelnen Dramen plastisch verkörpert, von denen besonders die Statue des „Fliegenden Holländers“ als ein Meisterwerk der Kunst zu bezeichnen ist.

König Ludwig brachte bei seinem Regierungsantritt einen wirklichen Kindersinn mit, man meint, daß seine Jünglingstugend noch unberührt wie Blütenstaub und frischgefallener Märzschnee gewesen, er hatte noch Sinn für Knabenspiele und Scherze; mit den frischen tyroler und bayerischen Bauernburtschen, die ihm zur Zither ihre drolligsten Schnadahüpfeln vortrugen und mit denen er bei Kirchweihfesten und anderen Gelegenheiten in aller Heimlichkeit Spiele im Freien arrangiren ließ, konnte er sich stundenlang vergnügen oder ihren Spielen doch wenigstens zuschauen. Als täglichen Freund und Spielgefährten erkor er sich zunächst den jungen Prinzen Paul von Thurn und Taxis, der mit seiner brennenden Neigung fürs Theater und mit declamatorischem Talent begabt, den König durch allerlei Kurzweil, wie sie ernste und gereifte Männer nicht, am wenigsten aber Könige treiben, zu unterhalten wußte. Besagter Prinz Paul, ein hübscher Junge von 18 Jahren, mußte sich als Lohengrin verkleiden und Abends auf dem See in einer schwankenden Ruffschale von Fahrzeug im Mondenschein von Schwänen gezogen und unter Abingung des Schwanenliedes mit Musikbegleitung auf- und abfahren. Einmal schwankte das Schifflein und Lohengrin lag mit seiner glänzenden Rüstung zum großen Jubel der Zuschauer im Wasser. Damals besuchte der König in Begleitung des Prinzen Paul häufig das Volkstheater am Gärtnerplatz, weil der Prinz sterblich in eine schmutze schwarzhaarige

Operettenfängerin verlobt war. Ob der König diese Neigung begünstigt hat, weiß man nicht, Thatsache aber ist, daß Prinz Paul mit dem hübschen und talentvollen Fräulein Kreuzer und den unbezahlten Rechnungen seiner Gläubiger ohne Abschied von seinem königlichen Spielgefährten zu nehmen, durchging und seitdem lange Jahre, von seiner fürstlichen Mutter enterbt, auf norddeutschen Bühnen unter dem Namen eines Herrn von Fels und in Gemeinschaft mit seiner Gattin erfolgreich auftrat. Aus dieser Zeit jugendlicher, aber auch gewiß harmloser Kindereien des Königs stammt ein Marionettentheater, dessen Puppen heute noch in Schloß Berg in niedlichen kleinen Gruppen aufgestellt sind. Darunter sieht man die Figürchen: Siegmund und Sieglinde, Frau Venus, Tannhäuser, Lohengrin's Ankunft und den fliegenden Holländer an seinen Mast geklebt. In einer Schublade fand sich auch in den jüngsten Tagen eine überraschende Anzahl von Brillanten, Ringen, Busennadeln, kostbaren Taschenuhren von bedeutendem Werth, welche Niemand vermuthete. Der König behandelte diese Sachen als Spielereien und benutzte sie um gelegentlich Leute damit zu beschenken, die sich seiner vorübergehenden Laune zu erfreuen hatten; eine besondere Vorliebe hatte der Monarch für schöne werthvolle Uhren und es ist wohl kein einziger Diener seines Hofstaates, der nicht eine oder mehrere kostbare Taschenuhren mit Kette und Brillanten als Geschenk erhielt. Man hofft bei der Inventur auf den übrigen Schlössern noch ähnliche verschlossene Kostbarkeiten in Menge zu finden.

Während dem Könige in der enorm reich fundirten Münchener Hof- und Staatsbibliothek und nicht minder aus der reichhaltigen Privatbibliothek seines Vaters Max die aus reichendsten Literaturerzeugnisse bis auf die neueste Zeit zur Verfügung standen, hatte der König doch auf jedem seiner Schlösser sich noch eine eigene Bibliothek anschaffen lassen; gute Werke, welche der König oft benutzte, namentlich ornamentale und kunstgeschichtliche Prachtwerke, mußten in mehreren Exemplaren vertreten sein, er schenkte sie den Architekten seiner Schlösser auch anderen Personen, und wenn er ein Buch in Schloß Berg angefangen, wollte er in Hohenschwangau, um das Buch nicht mitschleppen zu müssen, ein zweites Exemplar zur Benutzung vorfinden. Im Bibliothekszimmer zu Schloß Berg befindet sich, außer einer wahren Sündfluth von Photographien und Bildermappen, auch eine Separatabtheilung, deren Literatursach der König mit einer wahren Inbrunst, mit Fanatismus cultivirte, es ist die gesammte Literatur über „die heilige Dreizahl der Lilien von Frankreich“ — wie der König sie nannte — über Louis XIV., XV. und XVI. und Maria Antoinette. Die Statue der letzteren

in Lebensgröße wurde später im Garten als Göttin verehrt, die Dienerschaft mußte nicht anders als kniefällig vor ihr im Vorübergehen erscheinen und der König selbst gerieth in asketische Verzückungen vor der schönen Bildsäule. Auch die Maitressenliteratur jener Zeit ist in Schloß Berg stark in allen Variationen vertreten. Ninon de l'Enclos, die Montespan, Pompadour, Vallière, Gräfin Du Barry bilden in Bild und Schrift einen förmlichen Hofstaat in des Königs Bibliothek, und wenn man die enormen Schätze an alten Urkunden und Abbildungen aus jener Zeit über Hoffestlichkeiten und sonstige Ereignisse des damaligen Pariser und Versailles Hoflebens sieht, so wird man in der Vermuthung bestätigt, daß König Ludwig eine Hof- und Sittengeschichte der damaligen Zeit zu schreiben beabsichtigte oder gar die Versuche dazu gemacht hat; viele Nächte hat der Monarch bis zum Morgenrauen über derartige historische Schätze gebrütet und Notizen gemacht. Eine Zeit lang ging das Gerücht, der König habe ein umfassendes Manuscript der französischen Geschichte jener Tage unter der Feder.

Wir betreten jetzt einen Raum im Schlosse, in welchem uns unwillkürlich jenes beklemmende Gefühl befällt, welches sich unser bemächtigt, wenn wir mit verhaltenem Athem das Zimmer eines Sterbenden betreten. Alles steht noch so, wie der König es vor seinem letzten Gange verlassen, nur auf einem Tische liegen die beiden Röcke des Ertrunkenen, welche er bei dem Gange in die düsteren Fluthen in den Händen des Dr. Gudden zurückließ. Beide sind dick wattirt und von außerordentlich schwerem Gewicht, wie man sie im Sommer nicht zu tragen pflegt; der König trug auch in der warmen Jahreszeit dicke warme Kleidung und die Cravatte, neben dem schwarzen Schlapphut liegend, ist ebenfalls aus dickem, beengendem Stoff. Nahe am See hin läuft der verhängnißvolle Pfad, den die beiden Unglücklichen zuletzt gegangen, der Vorpark in der Nähe des Schlosses ist wohl gepflegt mit einem überreichen Rosenflor in voller üppiger Blüthe stehend. Weiter hin wird der Park dicht beschattet und hügelig, Baum- und Buschwerk bilden ein tiefes Waldesdunkel und ein unheimlicher Schauer erfasst uns beim Näherkommen der verhängnißvollen Stelle, die eine Lichtung am Ufer bildet. Ist der See ruhig, so kann man immer noch die Fußspuren auf dem flachen und klaren Seeboden deutlich erkennen, wirft der See seine kräuselnden Wellen, so sprechen sie eine eigenthümlich plätschernde Sprache, welche, wenn sie verständlicher wäre, wohl manches über den traurigen Vorgang berichten könnten, der, in ewige Nacht getaucht, ein dunkles Geheimniß für die Mit- und Nachwelt bleiben wird.

* * *

Das Geheimniß vom Linderhof, unter diesem Titel wird ohne Zweifel später einmal ein Roman erscheinen, der alles bringt, was die Phantasie zu erschüttern und zu erfreuen vermag, nur kein Geheimniß. Der Linderhof ist ein Geheimniß, aber er hat keines. Damit ist alles gesagt und widerlegt, was die Phantasie des Volkes in silbernen, goldenen und blutigen Fäden gesponnen. Man erzählt von dem idyllischen Försterhause im Graspangthäl, wo der König auf seinen nächtlichen Ausfahrten von Hohenschwangau gerne abgestiegen, um sich an einem derben, schmackhaften Beefsteak und gutem Getränk zu laben, dabei habe er der lieben, holden Försterstochter, einem bildsauberen, liebenswürdigen Mädchen viel Angenehmes gesagt und zuletzt sei er jede Nacht gekommen, um regelmäßig seine nächtliche Mahlzeit einzunehmen. Gebannt durch einen lieblichen Zauber habe er das überaus duftige, waldegrüne Wiesenthal mit seinen mächtigen Ahorn und Blutbuchen lieb gewonnen und den schnellen Entschluß gefaßt, in der Nähe des Försterhauses ein Schloß zu bauen nach dem Muster von Klein Trianon. Hinter Bäumen lauschig versteckt war schnell ein Platz gefunden und den Bau ebenso schnell zu fördern, wie die Pläne erschienen, war das hastige Bestreben des Königs, der schon für innere Einrichtung und Ausschmückung sorgte, als der Bau noch kaum unter Dach war. Dazu gesellte sich schnell eine Parkanlage, welche in ihrem Schattenreiche allerlei sinnliche Abwechslungen und architektonische Pitanterien und Bizzarrien entfaltete. Den Großmogul von Delhi, der auf seinen Prachtbau von Gold auf schwarzem Marmorgrunde in schweren silbernen Lettern die stolze Inschrift setzte: „Giebt es ein Paradies auf Erden, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!“ wollte der König Lügen strafen. Von einem Hügel herab grüßt zunächst ein Kiosk mit vergoldetem Dach glänzend und blitzend ins Thal. Die Pforte öffnet sich, man ist wie geblendet, eine Menge kunstvoll und prismatisch angebrachter Spiegel scheinen den Raum zehnfach zu vergrößern, alles strahlt in bunten Farben und in der Mitte des Rundbaues steht ein Riesenspau in schillernder Pracht, sein kostbares aus Edelsteinen, Türkisen und Smaragden glänzendes Gefieder spreizend. Terrassenförmig führt der Weg von hier aus zum Monopteros, die Bewohnerin dieses Tempels ist nicht etwa die leibhaftig schöne Försterstochter, sondern ihr Ebenbild, eine aus carvarischem Marmor meisterhaft und in herrlicher Formvollendung gebildete Venus, sie schaut hinab in ein Bassin mit springenden Wassern und Kaskaden. Weiter hinein in der Waldeinsamkeit liegt das Marokkoschlößchen ganz im marokkanischen Styl erbaut, die Fenster sind aus farbigem Glase, die Möbel mit morgenländisch schreiend bunten

und doch harmonischen Farben überzogen. In den vielen lauschigen Nischen herrscht ein eigenthümlich sinnbestrickendes Licht. Um das Leben dieses Raumes zu vervollständigen, mußten hier die Lieblings-sklaven des Königs in orientalischen Gewändern ihre Tschibuks und Nargilehs rauchen, Sorbet und Kaffee schlürfen und orientalische Sitten imitiren. Noch weiter im Walde steht aus eingeramnten Pfählen und unbehaunten bortigen Stämmen die Hundingshütte aus deren Dach eine mächtige Esche gewachsen. Im Stamme selbst steckt das Wälzungsschwert „Nothung“, von dem es im Wagnerischen Textbuche heißt: „bis zum Hest haftet es d'rin, die Stärksten schon zogen am Stahl, keinen Zoll entwich es dem Stamm“. Vor Jahresfrist ging die Hundingshütte nächtlicher Weile in Flammen auf, doch der König ließ sie sofort neu erbauen; ob jenes junge Mädchen, welches hier dem Könige zu Liebe die Sieglinde spielte, das Feuer angelegt, ist unerwiesen.

Die Imitation einer altgermanischen Behausung ist übrigens mit dieser Hundingshütte überaus glücklich gelöst, derb und roh gezimmerte Thüren führen in das Innere, von dessen Wänden uns altdeutsche Waffen, ein Schlachterschwert, Wurfspeer, Schild, Trophäen aller Art, Glets- und Bisamköpfe entgegenstarren, ein Kienpahn dient als Leuchter, Wärme spendet ein Heerd aus rauhen Steinblöcken, über dem ein großer Kessel hängt, auch an Wären-fellen und Trinkhörnern fehlt es nicht und aus einem mit Moos und Wurzelwerk behafteten Holzbrunnen quillt das Trinkwasser in den aus einem Baumstamm gehöhlten Trog. Als Gegensatz zu dieser heidnischen Cultur birgt das nahe Waldesdickicht eine kleine Eremitenklaue mit einem Thurmglöckchen, aber sonst aus demselben urwüchsigen Material erbaut. Eine wohleingerichtete Sennhütte und ein als Jägerhäuschen gedachter Hubertuspavillon mit schönen Plafondgemälden, welcher aber unvollendet geblieben, bilden den Schluß dieser den Linderhof umgebenden Nebenbauten. Es war noch ein chinesisches Haus projectirt, Plaf, Pläne und Decorationen, so wie eine Anzahl höchst origineller Einrichtungsstücke waren schon vorhanden, doch der Tod des Königs hat dieses bunte und bizarre Project vereitelt. Bevor wir jetzt zur Schilderung des eigentlichen Linderhofschlusses übergehen können, lenken wir noch unsere Schritte zu einem Geheimniß, welches keineswegs, wie man ausgesagt, gewisse düstere unaufgeklärte Räthsel birgt, sondern viel eher geeignet ist, die Sinne freudig zu stimmen und überraschend zu blenden. Wir stehen auf einer Anhöhe vor einer mächtigen etwas zerklüfteten Felswand, die sich plötzlich wie der Berg von Hameln aufthut, in welchen der Rattenfänger die Kinder hineinführte. Wir treten ein, der Felsen schließt sich wieder durch

einen geheimnißvollen Mechanismus. Was wir jetzt erblicken ist Blendwerk, Zauberei, wie sie ein Ammenmärchen gebiert von unterirdischen Gnommen und verhexten Prinzen. Wir befinden uns in der Grotte von Capri, welche der König künstlich nachbilden ließ, nur mit der Variation, daß sie hier nicht bloß blau, sondern auf Druck an einer Feder nacheinander in allen beliebigen Farben spielt. Der Schauspieler K., welcher sich der besonderen Huld des Königs kurze Zeit zu erfreuen hatte, schilderte diese mit allen Wundern der Farbenphysik inscenirte Grotte: das Innere derselben flimmerte und flackerte und leuchtete wie ein einziger gigantischer, geschliffener Saphir, dessen zitterndes Licht über den fantigen Raum fluthete; sich in die Crevassen der kleinen Grottenecken einsenkte und schleierhaft magisch über dem Ganzen lag. Wie ein mächtiger steinerner Dom wölbte es sich über seinem Haupte und — das Innere des Venusberges lag vor ihm. Hinter einem Felsvorsprung wurde plötzlich ein spiegelklarer, blau überglossener See sichtbar, auf dessen Fläche zwei schneeige Schwäne sich wiegten und an diesem See stand einsam und still wie in Gedanken verloren die hohe Gestalt des Königs, nachlässig den Schwänen Brodstückchen zuwerfend, an seinem Hüte trug er eine saphirblauglänzende Brillantagraffe. Unter der freundlichen Herzlichkeit seines Händedrucks verschwand jedes bange Gefühl der Beklommenheit von der Seele des Mimen, den der König dann über einen im Bückzack sich windenden Weg eine kleine Grottenanhöhe hinan führte, woselbst in einer silbernen Nische von Menschengröße ein Muscheltisch mit Muschelstühlen und Korallenfüßen stand. Hier wurde das nächtliche Souper aufgetragen; zur Linken wälzte sich in einiger Entfernung ein mächtiger Wasserfall über Felsen rauschend in den kleinen See hinab. Die Grotte wurde auf gegebene Signale des Königs allviertelstündlich anders beleuchtet, sodas sich Wechselbilder von roth, gold, grün und blau gestalteten. Unter anregenden Kunstgesprächen verging die Zeit und vier Uhr Morgens betrat man wieder das Tageslicht. Frische würzige Morgenluft verschleuchte den eben wachend geträumten Traum im Feenreich. Als der König in späteren Jahren einem höheren Grade von Irtsinn verfiel, befahl er die wirkliche blaue Grotte von Capri zu holen und hier ebenfalls aufzustellen.

„Versailles im Chiemsee“ betitelt sich im Volkemund das architektonische Weltwunder, welches sich aus den Fluthen des größten unserer bayerischen Bergseen erhebt. Während Schloß Berg jetzt sonntäglich von den neugierigen Münchenern, nach Tausenden zählend, besucht wird (wo die vielen Parkbesucher jene Gartenbank, auf welcher der König zuletzt mit Dr. Gudden gefessen, in Stücke zerschnitten haben, um sich ein wunderthätiges An-

denken mitzunehmen), liegt dieses französische Schloß noch etwas vereinsamt, weil die Reise dorthin und die Besichtigung noch etwas erschwert sind.

Zwei Stunden von München auf der Bahnstrecke nach Salzburg bevor man nach dem idyllischen Traunstein gelangt, hält der Bahnzug an dem lieben und schönen Sommerfrischort Prien. Blau und auferquickend lacht uns die mächtige und zugleich größte Binnenwasserfläche des deutschen Reiches entgegen, befahren von kleinen Dampfern und zahlreichen Fischerbooten die unsern Künstlern eine so liebe Staffage für ihre nach Hunderten gemalten Chiemseebilder abgeben. Dort auf der Fraueninsel mitten im See mit dem altehrwürdigen Frauenkloster, dessen Glocken das Metten- und Horageläute noch heute nach vielen hundert Jahren wie einst über den See erklingen lassen und wo die schöne Romme Jrmengard, das Königskind, seit hundert Jahren in der Klosterkirche bestattet liegt, da rastet in schöner Sommerferienzeit ein munteres Völklein mit Weib und Kind und Jungesinde; es sind die Münchener Maler, die hier stets gern gesehene Gäste sind. Fröhliches Lachen und Singang, Tanz und lauter Jugendfrohsinn trägt hier seine Schallwellen über den weiten See und dringt wohl auch in stillen Nächten weit hinüber bis ans nächste Ufer, bis zur Herreninsel. Auf dieser stand früher (und daher der Name im Gegensatz zur Fraueninsel) ein Herrenkloster, dessen Bewohner aber lange, lange ausgezogen. Wegen Speculanten wollten die Insel wegen ihres Holzreichthumes ankaufen und Bloßholz fällen; aber König Ludwig legte sich ins Mittel, ließ die Waldvegetation schonen, indem er die ganze Insel aus seinem damals noch reichen Geldbeutel käuflich bezahlte. So rings von tosenden Bergesfluthen umgeben, fand der König eine neue für die Einsamkeit geeignete Scholle um ein Einsiedlerschloß für sich und seine nächtlichen Spuk- und Truggestalten zu bauen. Die Befehle dazu waren diesmal leichter und schneller auszuführen als bei anderen Schloßbauten, der König verschaffte sich die Pläne des Versailler Schlosses und auf Courierzügen sausten die Architekten, Maler, Gewerksleute zwischen München und Paris einher, um möglichst schnell in slavischer Nachbildung ein neues Versailles, bis in's kleinste Detail wiedergegeben, auf Herrenchiemsee entstehen zu lassen. König Ludwig hatte von seinem Halbgott Louis XIV. unter andern die Eigenschaft angenommen, unüberwindliche Naturhemmnisse zu beseitigen. Louis XIV. ließ Berge verfezen und tyrannisirte die Natur; was damals nur durch Kärner geschehen konnte, König Ludwig machte es sich leichter, indem er, um sich eine entsprechende Aussicht zu schaffen, einen unschönen Anblick zu entfernen, Dynamit centnerweise springen

ließ um Unerreichbares erreichbar zu gestalten. So wurde das Ufer der Herreninsel bis zur Terrasse abgebrochen um das Wasser näher am Schlosse zu haben, so daß man von der Treppe gleich in den Kahn steigen kann; sonst aber ist hier alles genau wie in Versailles. Zunächst erblicken wir auch hier die große Wunderfontäne mit der Götterfabel von Latona und den Fröschen; die lytischen Bauern, welche der Latona einen Trunk Wassers verweigert hatten, wurden befanntlich zur Strafe in Frösche verwandelt. Man sieht also auf den Stufen des Marmorbeckens allerlei wunderliches, vergoldetes Wassergethier: Ganz- und Halbfrosche, Schildkröten etc., die ihr Wasser auf die Kinder Latona's, Apollo und Diana, ausspeien. Weiter die slavisch imitirten großen Wasserbehälter mit den sämmtlichen Repräsentanten der ganzen mythologischen Wasserwelt.

Neuere Architektur des Schlosses und dessen lange Flucht von Sälen und Zimmern ist genau wie in Versailles, nur in Einem unterscheidet es sich: Herren-Chiemsee ist prunkvoller und hat in seinem ornamentalen Gewande den Reiz des Neuen. Aber auch die Ungebild und Hast des Königs ist hier in Allem erkennbar, er konnte nicht warten; einmal stieg diese Ungeduld zu einer so rasenden Höhe empor, daß er befahl bis zu seinem nächsten Besuche in wenigen Wochen eine künstliche Allee aus wurzellofen Fichten in das Erdreich interimistisch einzustecken, um ihm den Eindruck zu vergegenwärtigen, auch imitirte Marmorstatuen aus bemaltem Ton waren zur Täuschung aufgestellt worden. Letztere schlug der König, die Täuschung bemerkend, wüthend mit seinem Stock in Trümmer.

Die in tiefster Verständniß deutscher Sage und Dichtung wurzelnden Gedanken, aus denen sich die erste Unternehmung des Königs, der Riesenbau von Schwanstein herausentwickelte, waren zurückgedrängt und jene krankhafte Neigung und Schwärmerei für die beiden französischen Könige erfaßte die Seele Ludwigs derartig, daß selbst das französische Rococo-Schloß Linderhof ihm nicht mehr genügte, er wollte den Rieseneffect von Versailles, vor Allem mußten die Riesenfenster der berühmten „Spiegelgalerie“ zu dem großen Parterre herableuchten, von dem man durch drei große goldene Gitterthore das Schloß betritt. Reiches Stuckwerk, Bilder und Medaillons unterbrechen die Fensterflucht, oben krönen Statuen die flache Gallerie. Wir fanden mehr ausgebaut als wir erwartet und vermuthet, statt nur einiger Zimmer, die wir im Gebrauch des Königs dachten, war es eine lange Reihe von Sälen, die alle bis aufs Kleinste fertig, die mit ihrem Schmuck und Kostbarkeiten jeder Beschreibung spotten, auch würden wir räumlich hier mit einer detaillirten Beschreibung der einzelnen sinnverwirrenden Gegenstände nicht zu Ende kommen, aber

daß muß hervorgehoben werden, daß bei aller Verschwendung und Ueberhaftung, nichts den Eindruck des Unkünstlerischen und Unschönen hervorruft. Zuerst kann man sich kaum in die Fülle von Glanz, Farbe, Licht und Schönheit finden; herrliche Wandgemälde, zu welchen Piloty, Schwoiser, Venezur u. A. den Pinsel geliehen, Allegorien und mythologische Scenen erfreuen unser Auge, prachtvolle bunte Marmorsäulen tragen die Gallerie, zaghaft steigt der Fuß auf weißen teppichbelegten Marmorstufen empor, kerzenbesteckte, blizende Bergkristall-Lüster hängen vom reich bemalten Plafond herab. Man betritt die »Salle des gardes«, dann das historische Vorzimmer, welches nach der Form eines Lugensters, das bekannte »Oeil de Boeuf« genannt, als Wartezimmer für die zum Leber des französischen Königs befohlenen Hofherren diente und aus dessen Wänden jene kleine und große Chronique scandaleuse in späteren Memoiren resultirte. Auch für König Ludwig gab es solche Levers, jedoch nur in seiner Traumphantasie, mit welcher er die längst vermoderten historischen Persönlichkeiten jener Zeit vor seinen Blicken erscheinen ließ. Hieran stößt die »Salle de parade« mit dem großen Luxusparadebett, wie wir es auf Schwanstein und Linderhof zwar seenhast aber so schön doch nicht gesehen. König Ludwig hatte dieses Bett für seinen „allermächtigsten und allerchristlichsten“ König von Frankreich hier aufstellen lassen, und während er selbst die wenigen Tage, welche er überhaupt in diesem Luxuschlosse zugebracht, in einem anstosenden Prunkgemach schlief, wählte er dieses Paradebett von seinem hohen französischen Gaste besetzt, welches im Halbrund von einem goldenen Gitter umschlossen, von einer schweren mit Goldbrokat überlasteten Decke umhüllt ist; auf dem Toiletetisch stehen die kostbarsten Gefäße, ein kunstvoller Vetschemel erfüllt scheinbar die religiöse Pflicht, natürlich jügen sich alle Vorhänge, Polsterstücke vom schwersten Damast und dichtester Seide und die staunenswertheften Stickereien harmonisch dem Ganzen an. Hunderttausende von Mark sind hier in nutzloses Prunkwerk umgeprägt, Niemand wird jemals in diesem Bette schlafen noch überhaupt hier wohnen. In Wohn-, Arbeits- und Speisezimmer stoßen wir auch hier wieder auf jenen raffinirt erfundenen Luxus, der sich nicht mit dem denkbar Schönsten begnügt, was andere Schlösser im Detail aufzuweisen haben, sondern großartig und ornamental allen Extravaganzen bis zur Sinnerrstarrung huldigt. Besonders machen sich hier Sevres- und Meißener Porzellan, herrliche Uhren und Majoliken breit, dazu gesellt sich über dem Eßtisch des Königs ein gewaltiger Lüster aus Meißener Porzellan von ganz überwältigender Kunstschönheit. Der Eßtisch steht auf verschiebbarem

Boden, ein Druck mit dem Finger und der Tisch verschwindet um neugebekt und servirt sich wieder empor zu heben. Die Manfrenatur des unglücklichen Königs, die auf dem Adlerhorst des „Schachen“ oder auf dem hoch über der Pöllatschlucht thronenden Balkon, ihren Phantasien nachhing, wollte auch hier auf Insel-Versailles ihren Zauberspuk, wenn es auch nur ein billiger mechanischer Zauber war; aber auch noch ein anderer Zauber verklärte ihn, wenn draußen Wald und See im Schlummer lagen und er allein schlaflos wachte, dann feierte er die Mitternachtsstille, durch Tausende von Kerzen der 52 Niesenandelaber und 33 Kronleuchter, welche die Spiegelgalerie in eine Feenwelt verwandelten, wie sie in unserer Phantasie aus Ammenmärchen und Gnomenbergwerken zur Spottgeburt werden. In keiner Königsburg der Welt ist ein Gleiches zu finden.

Den mächtigen, der ganzen Fagade des Schlosses entlanglaufenden Bogensfenster entsprechen an der gegenüberliegenden Wand zwanzig mächtige Spiegelscheiben, jede etwa 30 Fuß hoch, auch die Thüren sind aus geschliffenem Spiegelglas von mehr als Zollstärke und die Decken und Nischen zeigen Gemälde, welche sich auf die Regierung Louis XIV. beziehen, ferner vergoldete Bronzevasen mit zwei Meter großen Oeffnungen, aus denen Blumen und Blattgewächse hervorragen, dazwischen Aufsätze aus Silber, Imitationen der schönsten Statuen der Antike und auf vergoldeten Sockeln die Marmorbüsten römischer Kaiser aus farbigem Marmor.

So kommt man aus dem Staunen nicht heraus bis plötzlich tiefbeschämt der Blick auf ein Friesgemälde fällt, welches den Triumph Frankreichs über Deutschland darstellt und ebenfalls eine getreue Nachbildung jenes Gemäldes ist, welches in der Versailler Gallerie angebracht, in welcher am 18. Januar 1871 Bayern dem deutschen Kaiser die Krone reichte. König Ludwig, welcher deutsch zu sein vorgab, hat dieses Bild von einem deutschen Maler auf deutschen Boden verpflanzen lassen. Wir eilen fort, vorüber noch an dem sinnbestrickenden Marmorbad, in welchem durch eine eigenthümlich konstruirte Spiegelung uns das eigene Bild in fünfzigfacher Vermehrung entgegentritt. Fort, fort von hier! Starrend überläuft uns ein Frösteln, trotz aller modernen goldschimmernden Pracht unseres Kunstgewerbesleißes liegt es um uns plötzlich wie Moderduft, ein grauer Schleier wie Gewitterstimmung umfängt uns nach dem augenblendenden und doch todten Prunk. Hinaus in den Park, hinaus in die Welt, in die gesunde Welt, fort mit den steif französisch gestutzten Taxushecken! Wo ist der schwankende Fischerkahn, der uns schnell über die sturmbewegten Fluthen führt an das hinsenumvogte Waldbrandufer? Die Herreninsel liegt hinter uns, verschwunden sind

die Marmorterrassen und Drangerien, um die ein schwarzer Trauerfalter geflattert. Kräftiges Tannenharz und das Moos des Waldes umfängt uns, ein leichtes Gewitter, das schnell über die grünblauen schaumkräuselnden Seewellen geeilt, ist abgezogen, ein fernes Donnerrollen hallt nach wie ein leichtes Grollen ob jener einsamen, zwecklosen Fürstenpracht über den weiten See herüber, tiefes Himmelsblau lacht durch die Föhrenwipfel, ein balsamischer Duft aus Waldkräutern und wohlriechendem Erdreich erfrischt unsere Nerven und die Brust athmet in kräftigen Zügen. Der Waldboden ist trocken, die Käfer summen im Sonnenlicht, der Vögel Waldruf klingt wie Frage und Antwort von den tropfenden Zweigen. Hier unter Ahorn und Buchen ist es wohllich und schön; hier ruht es sich wie unter den Sykomoren eines Urwaldes, schöner als die Brillanten im Fürstenschloß glitzern vereinzelt Regentropfen in den Tannennadeln. Wer hat den zweiten Akt in Wagners Siegfried, den schönsten der ganzen Trilogie, gesehen? Hier im Ohmgaunwalde ist dieser zweite Akt, aber schöner, weit schöner als auf der Bühne. Meisterlich hat ihn der Componist der Natur abgelauscht, aber er hat die Natur nicht übermeistert. Ermüdet wie Siegfried, der eben den Lindwurm erlegt, ruhen wir im Grase, das Frau Sonne getrocknet, die Wimpern lösen sich schlafbefangen und um die Schläfen spielen leise und lunde des Schlummers Wellen, ein Waldweben, wie es Wagner im Siegfried meisterlich malt, umsäufelt uns, brünstige Käfer und Bienen summen im Sonnenstrahl, der durch die Blätter irt, fangestlustige Grillen zirpen, Meister Specht hämmert am Baumstamm, die Büsche rauschen, Amsel, Lerche und Wachtel melden sich mit ihren kleinen Kehlen, erst wie fragend, dann lauter und deutlicher und aus dem gesteigerten Chor des Vogelconcerts erschallt eine glockenreine Frauenstimme gleich einem Beckruf, schöner als Päckelflöte und Hautboe, schöner als Nachtigallenlockruf. Wie Siegfried folgen wir der Stimme des Walddögeleins, bald tönt sie hier, bald wieder dort; folgen wir, so kommen wir zu jenem Zauberberge, der die schlafende Brunhilde mit brennender Lohe umhüllt. Nein, es ist kein Traum, kein Theatertraum; die Natur, die allgewaltige und ewig wahre umfängt uns wie ein erfrischendes Labfal nach düster verworrenem Sinnenrausch. Gelobt sei Gott, wir sind noch frei vom Wahn, der unser Hirn befallen könnte, noch hat kein Sonnenpfeil unsern Schädel brennend durchbohrt! Menschlich und gut sein, welche Göttergnade, und ein menschlich Erfassen, was uns aus traumhafter Poesie herausreißt, welsch' Götterglück! Ein rollender Bahnzug, ein Pseifen erinnert uns an das reale Leben, er führt uns zurück in die Hauptstadt, dort in der Laube am kleinen Tisch, mit frischen

Limmen bedeckt, empfängt uns die Gattin, und einen
kräftigen bayerischen Trunk, einen Blick in eine
Anzahl großer blauer Kinderaugen, nicht um Gol-

fondas Schätze möchten wir das missen! Unerforsch-
licher, wir danken Dir, daß wir frische Wangen
haben und klaren Geistes sind!

S Thorenart!

S Thorenart, das Aug' verschließen,
Im Leben schon die Welt verlassen —
Natur läßt dennoch Neues sprießen
Und Schaffen treibt durch alle Straßen!

Ob aus des Stromes mächt'gem Gange
Die eine Welle ist gehoben,
Er hasset fort in seinem Drange
Und keine Lücke zeigt sich oben!

Im eig'nen Eilen nur und Fluge
Läßt sich der schöne Wahn erleben:
Entgegen dräng' die Welt im Buge
Und liebt es, sich uns rasch zu geben!

Wohl steht ein Blick aus klarer Höhe
Als klein, was And're groß befunden,
Doch Mind'res, ragend nur in Nähe —
Im großen Ganzen ist's verschwunden!

Kein Punkt in diesem Weltenraume
Für ein vereinsamt, starr Verbleiben —
Beharrst Du wachend noch im Traume,
Die Welt wird stetig vorwärts treiben!

August Silberstein.



Fraueninsel auf dem Chiemsee.

Kinderheilstätten an Sool- und Seebadeorten.

Von

M. de Libinsky.

Als Menschenfreunde — es ist kaum ein Jahrzehnt her — die Parole ausgaben: „Schafft Heilstätten für kranke Kinder!“ da fragte man sich selbst in Kreisen der sonst Gutunterrichteten, ob denn derartige Institutionen nöthig seien; mit dem landesüblichen Indifferentismus hatte man zeitlich übersehen, welche Summe von Kinderelend in den Miethskasernen großer Städte, in feuchten Keller- und heißen Dachwohnungen, in den schlecht ventilirten Arbeitsstätten, die im engen Raum noch eine zahlreiche Familie beherbergen, aufgespeichert ist, daß auch die kranken Kinder der Armen ein Anrecht auf Luft und Licht haben, daß ihnen, sollen sie gesunden und zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erstarken, Hülfe werden müsse. — Und sie ward ihnen in ungeahnt reicher Weise. Unsere modernen Samariterinnen, die man nicht ohne einen Anflug von Spottlust mit dem Ehrentitel „wohlthätige Frauen“ beehrte, wirkten in Nord und Süd, in West und Ost um den verkümmerten kleinen Menschenblüthen zu Wachsthum und kräftiger Entwicklung zu verhelfen.

In Deutschland stellte sich Kronprinzessin Victoria an die Spitze des Vereins für Feriencolonien und Kinderheilstätten und dem edlen Beispiele der hohen Frau folgend, wetteiferte man in allen Kreisen in dem Streben, den armen kranken Kindern nützlich zu sein.

In Wyl, Colberg, Zoppot, Groß-Müritz, Neß, namentlich aber in Norderney, entstanden wahre Prachtbauten, die Hunderten Aufnahme gewähren und nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen mit den Aufgeboten aller dem Zweck dienlichen Kunst eingerichtet, als Wahrzeichen unserer Zeit gelten können, die, obgleich als materialistisch verschrieen, dennoch eine ideale, echt humanitäre Bestrebungen geweihte ist.

In Oesterreich hat Erzherzogin Maria Theresia das Protectorat über den Verein zur Gründung von Seehospicen übernommen. Zum Besten des Vereins wurde Ende Mai ein großartiges Prater-

fest arrangirt, das seines Gleichen sucht. — Fürstin Pauline Metternich, die ein aus mehr als 300 Personen bestehendes Vergnügungs-Comité um sich versammelte, war die Seele des Festes; ihr ist die Einnahme, die wohl mehr als 125,000 Gulden beträgt, zu danken. — Ganz Wien war bei dem Feste betheilig, die Aristokratie und die harte finance bei dem über Erwarten glänzend ausgefallenen Blumen-Corso, das Volk bei den öffentlichen Spielen, die auf den Praterwiesen, wie in der Rotunde abgehalten wurden. Man bezifferte die am ersten Tage anwesenden Festtheilnehmer auf nahezu 300,000, die in die Corso-Allee einfahrenden Blumenwagen auf 3000. —

Das rührige Comité geht nun, da Geldmittel vorhanden, ernstlich daran an der österreichischen Seeküste die zum Bau von Kinderheilstätten geeigneten Orte ausfindig zu machen. In Grado am adriatischen Meere haben bereits im Vorjahre 40 auf Kosten der Stadt dorthin gesandte Kinder Aufnahme gefunden; indeß, was ist die verschwindend kleine Zahl im Verhältniß zu denen, die sich täglich in den Kliniken melden und die, da Medicamente allein den armen, skrophulösen Kindern nicht helfen können, siech und elend bleiben! Professor Albert, ein Mann, der sich nicht nur als einer der ersten Kliniker sondern auch als einer der wärmsten Menschenfreunde bewährt, hat jüngst ein Bild entrollt, das die nicht sehen Wollenden zum Sehen zwang. Während andere Großstädte bereits 4—500 Kinder jährlich in Feriencolonien und Heilstätten versorgten, wollte man in Wien die Thatsache, daß auch hier die Skrophulose unter den Kindern der Armen jährlich zahllose Opfer fordert, leugnen. — Da trat Professor Albert hervor und erzählte von dem herzbrechenden Elend, das sich Tag für Tag in seiner Klinik abspielt, von den hilflosen Müttern, die von weit und breit mit ihren siechen, an Geschwüren und eiternden Wunden leidenden Kindern herbeikommen und die da, wenn man ihnen sagt: „Gebt Euren Kindern Luft und

gesunde Kost, führt sie in den tannenduftenden Wald!" thränenden Auges eingestehen: „Ja, uns fehlen die Mittel, um das zu können! —“

Nun, da Dank der Initiative einer hochherzigen Frau die Mittel zum Bau von Seehospicien vorhanden, werden auch für Oesterreich jene Institute lebensfähig werden, die im Norden Deutschlands, in Frankreich, England, Holland, Dänemark bereits seit Jahren zum Wohle der skrophulösen Kinder segensreich wirken. —

Eine in baulicher und hygienischer Hinsicht als Muster dienende Anstalt ist die unter dem Protectorat des deutschen Kronprinzenpaares stehende Kinderheilstätte zu Norderny.

Sie kann als echter Tempel der Humanität gelten, als einer jener Prachtbauten, die unserem Jahrhundert zur Ehre gereichen.

Dem vereinigten Professor Beneke, jenem edlen Manne, der zuerst auf die mächtige Heilkraft der Seeluft für skrophulöse Kinder aufmerksam machte, der in seltenstem Vertrauen auf die Durchführbarkeit seiner Ideen an die Verwirklichung derselben ging und seine Kollegen, hohe und höchste Persönlichkeiten und weiteste Kreise des deutschen Volkes für dieselben zu interessiren wußte, gebührt das Verdienst den Plan zu jenem großartigen Bau entworfen, das Werk mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gefördert zu haben. —

Mehr als 400 Kinder können in diesem, nach allen Regeln der Kunst erbauten Hospice Aufnahme finden.

— Im Parterre befinden sich die Spiel- und Unterrichtsstuben, der Speisesaal, im Obergeschoß die prächtig ventilirten Schlafräume mit offener Halle nach Süden; die kleinen Kranken, die an's Bett gefesselt sind, werden in ihren Betten hinausgerollt und athmen tagsüber die stärkende, erfrischende Seeluft ein, ohne sich von ihrem Lager zu erheben.

Alle oberen Fensterflügel der Wohn- und Schlafräume sind um die horizontale Aze drehbar, und mittels des Maraskyschen Verschlusses leicht aufzustellen.

Die musterhafte Kücheneinrichtung dürfte den Neid manches Vorstehers größerer Anstalten erregen. — In dem hohen, überwölbten Raum ist ein Beckercher Dampfapparat von 600 Liter Rauminhalt aufgestellt, der es ermöglicht, jede Speise mit der zur Entwidlung ihres Nährstoffs geeigneten Temperatur zu kochen.

In dem im Winter zu benutzenden Warmbadehaufe sind auf siebartig durchlöcherter Fußboden 12 Badewannen aufgestellt; das Seewasser wird durch eine heberartig wirkende Röhrenleitung mittels Pulsometer über die Dünen hinweg angesogen und in die Reservoirs geleitet.

Diesem Musterhospice sollen bald andere, nach gleichem System erbaute an der Ost- und Nordsee

II. 2.

folgen. — Bedenkt man, daß der größere Theil der frankten Kinder nur aus Mangel an guter Luft und genügendem Raum siech geworden, so kann man nachfühlen, mit welcher Wonne sie in die hohen und weiten Hallen der Anstalt eintreten, mit welchem Erfolg sie in denselben weilen werden.

Das erste Seehospiz ward bereits im Jahre 1796 zu Margate an der englischen Küste gegründet; die dort erzielten Erfolge regten den zur Zeit in England weilenden Italiener Dr. Barellai an, die medicinische Gesellschaft seiner Vaterstadt Florenz für den Bau von Seehospicien an der italienischen Küste zu interessiren. Barellai veranstaltete Sammlungen, wirkte durch Wort und Schrift für seine Idee und hatte die Freude in Viareggio das erste Seehospiz Italiens erblihen zu sehen. Bald feierte dann die Kunde von den großen Heilergebnissen desselben zur Gründung anderer, wichtiger Anstalten dieser Art an; das von Barellai ausgestreute Samentorn hat weit hinaus über die Grenzen seines Vaterlandes die herrlichsten Früchte gezeitigt.

Aus dem Fond der General-Armenverwaltung von Paris wurde das Seehospiz in Berk-sur-mer, das nahezu 650 Kinder aufnehmen kann, erbaut; es enthält sechs große Schlafräume, drei Eßsäle, Veranden, Hallen, die zu Spielräumen eingerichtet sind, offene Säle für bettlägerige Kinder, die stets an der Luft sein müssen etc.

Die Behandlung der Kinder wird von drei erfahrenen Aerzten, denen zwölf Diaconissinnen unterstehen, geleitet. Man legt großen Werth auf kräftige, animalische Kost, kalte Abreibungen, Seebäder, Gymnastik, kräftiges Einziehen der Salzluft.

Das gleichfalls in Berk-sur-mer gelegene Rothschild'sche Seehospiz, zur Aufnahme von 100 Kindern hereditär, die Freedland'sche Anstalt für rha-chitische Kinder zu Nizza, das Daumon-Hospiz zu Calais, das von Armengaud erbaute zu Cette — sie Alle wirken seit Jahren segensreich.

In Italien sucht man gleichfalls durch Unterstützung der in Venedig, Pesaro, Nervi, Fano, Palermo, Rimini, Celle errichteten Hospize der Kindersterblichkeit Einhalt zu thun.

Königin Margherita ist hier die gute Fee, die überall hilft, heilt, Segen spendet.

Zur Zeit meines Aufenthalts in Venedig fiel es mir auf, daß alle Morgen um 6 Uhr ein mit mehreren hundert Kindern besetztes Schiff den Canal grande entlang nach dem Vido zufuhr. Auf meine Anfrage, wer denn die Kleinen da hinaus-schickte, antwortete man mir: „Unsere gute Königin!“ Das Hospiz auf dem Vido, in dem Jahr ein Jahr aus 300 Kinder verpflegt werden, erfreut sich gleichfalls der besonderen Fürsorge der hohen Frau; aus eigenen Mitteln hat die Königin ein Isolir-

haus für jene, die von ansteckenden Krankheiten befallen sind, errichten lassen; es ist ihr Herzenssache, die Kinder auch nach ihrer Genesung als ihre Schützlinge zu betrachten.

In den Hospizen an der Adria wird zumeist zweimal täglich gebadet; die kleinen Patienten plätschern wohl mehr als $\frac{1}{2}$ Stunde im Wasser herum, essen hernach mit größtem Appetit und können zumeist schon nach zweimonatlichem Aufenthalt den Thronen gekräftigt zurückgegeben werden.

In Holland gilt die zu Scheveningen erbaute Sophia-Stiftung als eine der besten Kinder-Hospize; nach ihrem Muster sind in den letzten fünf Jahren acht andere Heilstätten gegründet worden, die durch Privat-Wohlthätigkeit erhalten werden. In England floriren die Anstalten zu New-Brighton, Weymouth, Southport, New-Hampshire, Eastbourne, St. Leonards, Bournemouth, Kinley; bei dem bekannten Wohlthätigkeitsfinn der Engländer ist es nicht zu verwundern, daß Hunderttausende durch Legate, Sammlungen u. zum Ausbau der Anstalten zusammen kommen. Jeder fühlt, daß hier die private Wohlthätigkeit eintreten müsse und man giebt viel und oft bei festlichen Gelegenheiten, nach überstandener Krankheit, bei Geburts- wie bei Todesfällen. Diese schöne, dem Engländer so recht in's Herz gewachsene Sitte sollte sich auch bei uns mehr, als es seither geschehen, einbürgern. Wenn Jeder, der im Sommer eine Vergnügungsreise unternimmt, nur eine Mark den armen kranken Kindern weihen wollte, wie Vielen könnte Heilung und Stärkung werden!

Die in Soolbädern gegründeten Heilstätten sind der Mehrzahl nach in sehr primitiver Art im Barackenstyl erbaut. Fast überall erweisen sie sich, da die Zahl der Aufnahme Begehrenden größer, als die Zahl der zu Placirenden ist, als unzureichend. Auch hier ist der Privat-Wohlthätigkeit noch ein großes Feld geöffnet.

Die bestehenden Heilstätten in den Soolbade-Orten Kreuznach, Nauheim, Rothenfelde, Salungen, Frankenhäusen, Sooden, Sulza, in Hall, Nysl.

an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen zu können.

In dem an Soolquellen so reichen Oesterreich ist den Kindern der Armen keine einzige Heimstätte bereitet, in der auch nur 50 Aufnahme finden können!

Besser ist es um die Organisation der Ferien-Colonien bestellt.

Kaiser Franz Joseph hat in diesem Jahre dem in Wien seither für Gründung von Ferien-Colonien wirkenden Spar- und Unterstützungs-Verein für Kinder sein Schloß Wolf-Passing zur Verfügung gestellt, Fürst Lichtenstein das inmitten hoher Gebirge belegene Schloß Thernberg, das von der Vorsteherin des Vereins, Fr. Louise Weisner, zu einer Muster-Colonie umgestaltet worden.

Wer da je die 200 dort untergebrachten Kinder vor dem großen Turnierplatze der alten, auf hohem Berge belegenen Burg spielen sah, wer dort den erfrischenden Waldeisodem (den Millionen dufsender Tannen, die den hohen Berg besetzen, ausathmen) eingesogen, der weiß, welcher Segen den Kindern wird, die hier und wäre es auch nur für Wochen leben, sich bei guter Pflege unter der Obhut edler Menschen kräftigen können.

Anderer Städte senden wohl verhältnißmäßig mehr Kinder auf Ferien-Colonien hinaus als Wien (sie werden in Schulhäusern, in Barackenbauten, in Familien untergebracht), besser als in den zu Coloniezwecken umgewandelten österreichischen Schlössern dürften die Kinder es wohl nirgends haben.

Wie belebender Geistesodem weht es uns inmitten unserer materialistischen Zeit an, wenn wir edle Menschen am Ausbau jener der Humanität geweihten Stätten thätig sehen. — Viel giebt es da noch zu schaffen, denn die Zahl der armen Kleinen, die da und dort in der Stidluft der Großstädte nach Erlösung schwachen, ist groß, — größer, als man gemeinhin annimmt; ihnen bei Zeiten Hilfe bringen, sie zu thatkräftigen, gesunden Menschen heranbilden helfen, heißt sie vor dem Pauperismus bewahren und erfolgreich einen Theil der socialen Frage lösen.

Sarawanserai in Skutari.

Von Adolf Ebeling.

„Land of Albania, where Iskander rose“
Byron, Childs Harold.

Das waren schöne, unvergeßliche Tage, als wir an einem prächtigen Sonnenmorgen an der albanischen Küste entlang fuhren und im Hafen von Korfu, der „Perle des Mittelmeeres“, vor Anker

gingen. Die gegenüberliegenden Ufer traten mit ihren auf- und absteigenden Gebirgsklängen so deutlich hervor, daß man nicht allein die dunklen Felschluchten und die mit Pinien und Tannen

bewachsenen Höhen klar erkennen konnte, sondern auch die kleinen, an den meist steilen Bergwänden verstreuten Ortschaften mit ihren Olivenwäldern, die noch heutzutage ein köstliches Öl liefern, einen Hauptausfuhrartikel nach Triest und Italien hinüber des im Ganzen nur armen Landes.

Arm aber schön, und von einem der schönsten Menschenschläge der Welt bewohnt. Die letztere Schönheit ist unbestritten, aber die des Landes ist sehr relativ zu nehmen, denn sie ist durchaus eigenartig, und die Touristen klagen über schlechte und zur Regenzeit grundlose Wege und mehr noch über die abscheulichen Wirthshäuser, die diesen Namen gar nicht verdienen und die Hellwald und Beck in ihrem interessanten Buche „Die heutige Türkei“ geradezu barbarisch nennen. In Dalmatien, von wo die Reisenden kamen, gebe es doch noch Herbergen mit Tischtüchern und Gabeln, aber sowie man die türkische Grenze überschritten habe, sei es vorbei mit der Civilisation. Ganz so schlimm ist es nun wohl nicht, oder doch höchstens nur in den kleinsten Gebirgsdörfern, aber man wird dafür durch wunderschöne Landschaftsbilder entschädigt, die an Großartigkeit und Mannigfaltigkeit denen der Alpen nicht nachstehen.

Albanien zieht sich an der Ostseite des adriatischen Meeres entlang bis nach Griechenland hinunter; eine Fortsetzung Dalmatiens, nur daß sich zwischen beide Länder das kleine Montenegro einschleibt, mit seiner festen, kriegerischen Bevölkerung, die im Ganzen kaum 200,000 Seelen umfaßt. Aber jeder Mann, schon vom zarten Knabenalter an, der eine Waffe tragen kann, ist dort Soldat. Die Bewohner der „Schwarzen Berge“ haben auch niemals die Oberhoheit der Türkei anerkannt und nennen sich mit Stolz ein freies Volk. Man sieht sie oft in ihrer matorischen Tracht, den Gürtel immer mit Pistolen und Dolchen gepickt, über die Grenze kommen und in dem nahegelegenen Stutari, wohin wir den Leser jetzt führen werden, ihre Einkäufe machen: zuerst natürlich Pulver und Blei, alsdann bunte Stoffe für ihre Sonntagskleider, und auch wohl ein kleines goldenes oder silbernes Schmuckstück für ihre Frauen und Mädchen. Manchmal kommt es bei solchen Besuchen auch zu blutigen Händeln, denn der Albanese, der unter türkischer Botmäßigkeit steht, ist eifersüchtig auf den freien Montenegreiner und hält sich für ebenso tapfer und kriegstüchtig. Ist doch der größte und berühmteste Held des ganzen Orients, Skanderbeg (Iskander) ein Sohn seines Landes; Skanderbeg, der in den vielen Türkenkriegen mit eigener Hand über 2000 beturbante Feindesköpfe abgeschlagen. . . . Vermuthlich eine Null zu viel, aber selbst dann noch immer eine respectable Ziffer. Albanesen waren es auch, die in früheren Jahrhunderten in

den meisten Ländern des Islam als Soldtruppen dienten, gewissermaßen die Schweizer des Orients, und das albanesische Regiment Mohammed Ali's war es, das im Jahre 1811 auf der Citadelle von Kairo die Mamelucken-Beys zusammenschloß und dadurch den Usurpator zum Herrn von Aegypten machte.

Jetzt sind die Albanesen nicht mehr so wild und unbändig, denn die Zeiten sind anders geworden, aber die Männer nennen sich doch noch immer mit Vorliebe gern „Palikaren“, die Tapferen. Man trifft sie überall in den größeren Städten des Orients, in Konstantinopel, in Smyrna, in Alexandria und Kairo, wo sie als „Kawassen“ im Dienst der reichen Pascha's stehen und in ihrer schönen, phantastischen Nationaltracht viel zur bunten Stajfage beitragen, mit welcher sich die türkischen Großen auch noch heute gern umgeben.

Stutari, auf türkisch: Schkobra, die Hauptstadt Albaniens, liegt nun seltsamerweise ganz an der Nordspitze des Landes, hart an der montenegrinischen Grenze. Die Triester Dampfschiffe bringen die Reisenden bis nach Cattaro in Dalmatien; von dort geht ein kleinerer Dampfer nach Antivari, das die Montenegreiner in jüngster Zeit, ohne wirklichen Einspruch der Pforte, teils annektirt haben. . . . „nach berühmten Mustern“, möchte man fast sagen. Von Antivari nach Stutari sind nur wenige Meilen, aber im Herbst zur Regenzeit braucht man eine volle Tagereise, um hin zu gelangen, denn, wie wir bereits oben bemerkten, hört beim Betreten Albaniens die Civilisation auf. Stutari liegt nämlich an einem See, der von dem Flußchen Bogana gebildet wird, das aber die Hochwasser des nahen Gebirges zu gewissen Perioden in einen reißenden Strom verwandelt, der alles überfluthet. Dann ist die weite Landschaft ein unabsehbarer Sumpf, ungesund und Fieber erzeugend und fast ganz unwegsam und für Reisende geradezu gefährlich. Selbst mit guten Führern und natürlich nur zu Pferde, muß man noch beständig auf der Hut sein, um nicht in den tiefen Sumpflachen, welche die mit großen und kleinen Felsstücken übersäete sogenannte Straße begrenzen, buchstäblich zu versinken.

Stutari selbst bietet alsdann einen wenig erfreulichen Anblick: die zerstreut liegenden Häuser lassen den Ort kaum als eine Stadt erkennen, und die Gärten und Felder sind fast sämmtlich überschwemmt. Die über die Bogana führende lange hölzerne Brücke, die nach türkischer Sitte niemals reparirt wird, ist so baufällig, daß man sich immer Glück wünscht, sie mit heiler Haut passirt zu haben. Und doch ziehen alljährlich zweimal große Karawanen hinüber, die auf Mauleseln, Eseln und Büffeln eine außerordentliche Menge von

europäischen Waaren aller Art nach den Ländern des Ostens bringen, speciell nach Adrianopel und nach Konstantinopel, und für diese Karawanen ist Skutari der erste Halte- und Verladungsplatz.

Das dortige Karawanferai ist wohl das bedeutendste der ganzen europäischen Türkei, denn es ist wegen des nahen Bazars zugleich ein „Khan“, wo viele Waaren aufgestapelt werden, die für Albanien selbst und auch für Montenegro und Bosnien bestimmt sind. Die eigentliche Karawane zieht nach mehrtägigem Aufenthalt weiter nach Osten zu den obengenannten beiden türkischen Hauptstädten, und die lange beschwerliche Reise durch ganz Rumelien dauert bis nach Stambul und Pera gewöhnlich anderthalb und auch wohl zwei Monate. Ein Theil der Karawane geht unterwegs südlich nach Saloniki und später nördlich nach Philippopol; der Hauptzug rastet dann noch einmal in Adrianopel und zieht in südöstlicher Richtung weiter, bis er endlich als letztes Ziel die Residenz des Sultans am Bosphorus erreicht hat.

Während der sogenannten Karawanenwochen, wie sie das Volk nennt, ist Skutari überaus belebt und für einen Touristen in hohem Grade interessant. Die bunten Costüme, nicht der Albanesen allein, sondern auch der Dalmatiner, der Montenegriner und der übrigen anwohnenden Völkerschafte, geben den einzelnen Gruppen der Kaufleute und der vielen Kleinhändler, der Beamten und sogar der gewöhnlichen Arbeiter ein sehr pittoreskes Aussehen. Dazwischen gewahrt man überall die auf und ab wandelnden Türken, die sich als die „Herren des Landes“ aufspielen, aber im Grunde nicht viel zu sagen haben. Sie sind die einzigen, die einen Turban tragen, an welchem man sie auch sofort erkennen kann; denn alle übrigen Männer tragen das Fez, den Tarbusch oder die runde braune Filzkappe. Frauen sieht man auch hier, wie überhaupt im Orient, nur selten; sie bleiben daheim und rüsten das Mahl (das Nationalgericht: Hammelfleisch mit Reis) und legen die Waffen und Kleider des Gatten zurecht, wenn er nämlich die Reise mitmachen will, und vergessen auch den nöthigen Proviant nicht.

Im Karawanenhofe selbst herrscht das regste und lauteste Treiben: die Maulthiere und Esel werden hoch beladen — Kameele, die Hauptlastthiere der syrischen und afrikanischen Karawanen, sind in Albanien selten — und Bauern aus Bos-

nien oder aus der Herzegowina fahren mit ihrem Büffelgespann auf langen „Schleifen“, die wie das Untergerüst eines Schlittens aussehen, immer neue Waarenballen und Kisten herbei.

Die ungeduldigen und oft sehr wilden Pferde sind gefattelt, und eines frühen Morgens setzt sich der aus vielen hundert Menschen und Thieren bestehende lange Zug in Bewegung. Dann versinkt Skutari wieder in seine frühere einförmige und langweilige Stille, bis sich nach etwa einem halben Jahre das Schauspiel erneuert.

Wir aber richten, rückwärts gewandt, zum Abschied den Blick in ein früheres Jahrtausend, wo, südlich von Skutari und gleichfalls an der Meeresküste, das alte, berühmte Dyrrachium lag, jetzt das unbedeutende Städtchen Durazzo, mit einem fast versandeten Hafen, ehemals aber das größte Handelsemporium der alten Welt. Im Jahre 48 v. Chr. war Dyrrachium der Hauptwaffenplatz des Pompejus, den Cäsar hier vergeblich belagerte und, von ihm geschlagen, schleunig nach Brundisium (dem heutigen Brindisi) zurückkehrte, um nach Rom zu eilen. Auf dieser Seefahrt in einer elenden Fischerbarke war es, wo der Gewaltige beim herannahenden Sturm den verzagenden Rudernern zurief: „Fürchtet Euch nicht; das Schiff trägt Cäsar und sein Glück!“

Und augenblicklich gewinnt vollends Albanien für uns an doppeltem Interesse, denn die kriegerischen Gelüste Griechenlands sind zunächst auf diese türkische Provinz und auf das angrenzende Thessalien gerichtet, und gerade während wir dies schreiben, melden uns die Zeitungen, daß die Griechen an mehreren Stellen die nördliche Grenze überschritten haben und daß bereits vor Larissa und Arla ein Zusammenstoß mit den Türken stattgefunden. Zu einem eigentlichen Kriege wird es aber höchst wahrscheinlich nicht kommen, denn abgesehen von dem Einschreiten der Großmächte, die noch immer den „kranken Mann“ am Bosphorus schützen und halten, fehlt den Hellenen ein Held wie Cäsar, oder, um in ihrer eigenen Geschichte zu bleiben, wie Capo d'Istria oder Maurocordato. Doch das gehört schon nicht mehr in den Rahmen dieses Artikels.*

*) Die letzten Nachrichten melden bereits die Abrüstung Griechenlands, nach erfolgtem Verständniß mit der Türkei. Wir werden bald sehen, was es mit diesem „Verständniß“ auf sich hat. Die Red.





Allgemeine Rundschau.

Ein originelles Album. Wer den berühmten plattdeutschen Dichter Professor Klaus Groth besucht, welcher in Kiel als Universitäts-Dozent für deutsche Sprache und Literatur lebt,^{*)} findet in dem Empfangszimmer ein Album, welches einzig in seiner Art dastehen dürfte.

Als der Dichter sein bedeutendstes Werk „Luidborn“, welches seinen Ruhm begründet hat, veröffentlichen wollte, wurde er von einem seltenen Mißgeschick verfolgt. Alle Verlagsbuchhandlungen, bei welchen er ein Interesse für dasselbe voraussetzen konnte, lehnten die Annahme desselben ab. Auch diejenigen Verleger, welche des Plattdeutschen mächtig waren und persönlich Gefallen an der Dichtung fanden, glaubten nicht, daß das Buch beim Publikum eine günstige Aufnahme finden werde — wobei man nicht vergessen darf, daß damals bei dem gebildeten Publikum des deutschen Binnenlandes noch nicht jenes Interesse für plattdeutsche Literatur überhaupt vorhanden war, wie es sich inzwischen durch die Verbreitung der Schriften von Fritz Reuter entwickelt hat. Klaus Groth verlor aber deshalb die Geduld nicht, sondern mit der echten Zähigkeit seines niederdeutschen Stammes setzte er seine Versuche unverbrossen fort. Und abermals häuften sich Ablehnung auf Ablehnung, an wieviele Verlagsbuchhandlungen er sich auch wendete, so daß die Zahl der Ablehnungsschreiben allmählich eine gar stattliche Summe erreichte. Während nun andere Autoren derartige Briefe wohl unwillig in den Papierkorb werfen, wurden die ablehnenden Antworten, welche Klaus Groth erhielt, von diesem im Gegentheil sorgfältig gesammelt, da er fest davon überzeugt war, daß seiner guten Sache der Sieg schließlich sicher sei, und da er für spätere Zeit die Belege dafür in der Hand behalten wollte, durch wie viele Schwierigkeiten er sich habe hindurchkämpfen müssen. Und seine Hoffnung täuschte ihn nicht; endlich, nachdem lange, lange Zeit verlossen war, fand er im Jahre 1853 in Hamburg einen unternehmenden Verleger, welcher der Dichtung nicht nur eine verständnisvolle Würdigung entgegenbrachte, sondern auch das Vertrauen hegte, daß das Werk sein Publikum finden werde. Und der Scharfblick des speculativen Buchhändlers sollte sich glänzend bewähren, denn die Dichtung hat seitdem nicht weniger als 14 Auflagen erlebt. Klaus Groth aber ließ sich jene gesammelten Ablehnungsschreiben einbinden und hat den ansehnlichen Band als Andenken aufbewahrt — ein Album, auf welches der nun 66jährige Dichter nicht ohne berechtigten Stolz hinblicken kann, da sich kaum eine effectvollere Illustration zu dem treffenden alten

Sprichworte denken läßt, das da lautet: Beharrlichkeit führt zum Ziele. A. G.

Meisterwerke der antiken Kunst. Ein Zweig der Kunst, welcher bereits bei den ältesten Culturvölkern gepflegt wurde und von welchem uns in Folge der Unvergänglichkeit des dazu verwendeten Materials ungewöhnlich viele Schöpfungen erhalten sind, besteht in der Hervorbringung bildlicher Darstellungen auf edleren Steinen, sei es in erhabener oder vertiefter Arbeit. Die höchste Vollkommenheit erreichte diese Kunst bei den alten Griechen; gegen das Ende der römischen Republik gelangte dieselbe aber auch bei den Römern zu hoher Blüthe, in welcher sie sich auch noch während der Regierungszeit der ersten Kaiser behauptete.

Wie Ausgezeichnetes damals auf diesem Gebiete geleistet wurde, davon legen zwei auf uns gekommene glänzend ausgeführte Cameen (Steine mit erhabener Arbeit) von außerordentlicher Größe ein beredtes Zeugniß ab, deren kunstgeschichtlicher Werth noch dadurch erhöht wird, daß in ihren figurenreichen Compositionen in Bezug auf die kaiserliche Familie die selbständige römische Kunst-richtung besonders vollkommen hervortritt.

Das eine dieser Kunstwerke, in welchem durch die mit der geschichtlichen Auffassungsweise verbundene großartige Symbolik das Walten der kaiserlichen Macht in ebenso würdiger wie poetischer Form dargestellt wird, befindet sich in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien und ist 9 Zoll breit und annähernd ebenso hoch. Die nicht minder geistvolle als zarte Arbeit stellt Augustus als irdischen Jupiter dar, gemeinsam drohend mit der Göttin Roma; auf der einen Seite an den Thron sich anlehnd die allegorischen Gestalten des Ueberflusses, des Meeres und der Erde, von welchen die Letztere einen Kranz über das Haupt des Kaisers hält; auf der anderen Seite Tiberius als Besieger Aethyriens, von dem Triumphwagen, den eine Siegesgöttin geleitet, herabsteigend, und Germanicus, der an dem Triumph Theil genommen. Unterwärts sieht man Krieger, die eine Trophäe errichten, und Gesangene in nordischer Tracht. Das andere Kleinod dieser Art ist die nach ihrem früheren Aufbewahrungsorte benannte Camee der „heiligen Capelle“ in Paris (jetzt im Medaillen- und Antiken-Cabinet der National-Bibliothek daselbst), welche bei einer Höhe von 11 $\frac{1}{2}$, und einer Breite von 9 Zoll die größte aller überhaupt bekannten Arbeiten auf diesem Gebiete ist. Diese Camee, zu welcher Sardonyx, eine Varietät des Onyx, als Material verwendet ist, kann in Bezug auf Vorzüglichkeit der Arbeit ebenso wie in

^{*)} Groth ist Privat-Dozent und Titular-Professor.

Bezug auf sichtvolle Anordnung der reichen Composition als ein historisches Meisterbildwerk gelten. Den Gegenstand der Darstellung bildet die „Apotheose des Kaisers Augustus“, dessen ganze Familie uns vorgeführt wird, die Verstorbenen im Himmel, die Lebenden um Tiberius gruppirt. In der oberen Abtheilung schwingt sich der lorbeer-bekränzte Augustus im Gewande der Heroen auf dem von Amor geleiteten Götterpferde zum Himmel empor, wo ihn einer der Ahnen der Familie freudvoll empfängt und ihm die Weltkugel als Zeichen der unumschränkten Macht darbietet. Ueber dem Letzteren thront in oberpriesterlicher Hoheit Julius Cäsar, das Haupt mit einer Strahlkrone umgeben, mit Drusus den Älteren den Ankömmling erwartend. Das Mittelstück zeigt die im Jahre 19 nach Chr. lebenden Familien-Mitglieder. Auf dem Throne sitzt der lorbeer-bekränzte Tiberius mit dem Scepter in der Hand. Hinter ihm und der ährenbekränzten Livia sind der jüngere Drusus, mit einer Trophäe in der Hand, und seine Gemahlin — vor dem Throne dagegen Antonia mit ihrem Sohne Germanicus sichtbar, welcher Letztere mit der Hand grüßend seinen Helm berührt, während hinter ihm seine edle Gemahlin Agrippina die Ältere mit ihrem Sohne Cajus, dem späteren Kaiser Caligula erscheint. Am Fuße des Thrones sieht man als allegorische Figur mit hoffnungslos niedergebeugtem Haupte das besiegte Armenien, während germanische und orientalische Gefangene, Krieger, Greise und weinende Weiber mit ihren Säuglingen an die Siege des Germanicus und des jüngeren Drusus erinnern sollen.

A. G.

Ein Theaterzettel des „Faust“ als Volksschauspiel in Hamburg, Montags, den 7. Juli 1738, von der Truppe der berühmten Neuberin.

Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung
Wird heute von den

Königl. Polnischen Churfürstl. Sächsischen
und
Hochfürstl. Braunsch. Lüneb. Wolfenb.
nunmehr auch
Hochfürstl. Schleswig-Holsteinischen
Hof-Comödianten

Ein deutsches Schauspiel vorgestellt werden,
Genannt:

Das ruchlose Leben und erschreckliche Ende des Welt-
bekannten

Erz-Zauberers
D. Johann Fausts.

Dabei wird unter andern vorkommen und zu sehen sehn:

Ein großer Vorhof an des Pluto unterirdischen Palaste an den Flüssen Lethe und Acheron. Auf dem Flusse kömmt Charon in seinem Schiffe gefahren, und zu ihm Pluto auf einem feurigen Drachen, welchem seine ganze unterirdische Hofstatt und Geister folgen.

D. Fausts Studirstube und Bücher-Kammer.

Ein annehmlicher Oberirdischer Geist singt unter einer sanften Musit folgende bewegliche Arie:

Faust! was hast du dein Beginnen?	Ist dir denn die Lust zur Sünde
Ach, was hast du doch gethan?	Lieber als dein ewigs Wohl?
Wist du denn nun gar von Sinnen	Machst du dich zum Hölle-Kinde
Und gedenkst nicht daran	Das doch in den Himmel soll?
Doch anstatt der Freud, die Pein	Ist dir der Verdammten Lohn?
Und die Lwaal wird ewig sehn.	Lieber als des Himmels Thron.

Kann dich den gar nichts bewegen?
Ach so schau den Himmel an,
Wenn er durch viel Tropfen Regen,
Dich nicht gnuß erweichen kan!
Nach dadurch dein Herze weich,
Und erwehlt das Himmelreich.

Ein Raabe kömmt aus der Luft und holet die Handschrift des D. Fausts.

Hans Wurst geräth ohngefehr über seines Herrn des D. Fausts Zauberey. Er muß stehen bleiben und kan nicht vom Plage gehn, bis er die Schuhe ausgezogen hat. Die Schuhe tanzen mit einander auf eine lustige Art.

Ein fürwitziger Hof-Bedienter, welcher dem D. Faust verspottet, bestömmt sichtbarlich Hörner an der Stirne.

Ein Bauer handelt dem D. Faust ein Pferd ab, und so bald er es reitet, verwandelt sich das Pferd in ein Bündgen Heu. Der Bauer will den D. Faust darüber zu Rede stellen, Faust stellt sich als ob er schlief; der Bauer zupft ihn und reißt ihm ein Bein aus.

Hans Wurst will gerne viel Geld haben, ihn zu vergnügen, läßt ihn Mephistopheles Gold regnen.

Die schöne Helena singt unter einer angenehmen Musick eine dem D. Faust unangenehme Arie, weil sie ihm damit seinen Untergang ankündigt.

D. Faust nimmt von seinem Famulo Christoph Waquern Abschied. Hans Wurst macht sich auch davon, und die Geister hohlen den D. Faust unter einem künstlich-spielenden Feuer-Beerde hinweg.

Der unterirdische Ballast des Pluto zeigt sich nachmahls. Die Furien haben den D. Faust, und halten um ihn herum ein Ballet, weil sie ihn glücklich in ihr Reich gebracht haben.

Das übrige wird angenehmer zu sehen als hier zu lesen seyn.

Der Anfang ist um halb 5. Uhr, in dem sogenannten Opern-Hause auf dem Gänse-Markt in Hamburg. Die Person giebt auf den ersten Rang-Logen 2 Mark, auf den andern Rang-Logen 1. Mark 8 Schill. Parterre 1 Mark und Gallerie oder auf dem letzten Platz 8 Schill.

Montags, den 7. Juli 1738.

Johann Neuber.

Vom Dichter der „Hochzeit des Figaro“. Caron de Beaumarchais ward bekanntlich durch seine beiden classischen Komödien „Der Barbier von Sevilla“ (1775) und „Die Hochzeit des Figaro“ (1784) zum beliebtesten Dichter seiner Zeit; insbesondere erregte das letztgenannte Lustspiel, worin alle Uebelstände, alle Vorurtheile der gesellschaftlichen Verhältnisse mit Kühner, ja verwegener Hand ans Licht gezogen und mit scharfer Satire gezeihelt wurden, ein ungeheures Aufsehen; man kann sogar sagen, daß dieses Stück nicht wenig zum Ausbruch der ersten französischen Revolution beigetragen hat. Bei einer Aufführung desselben in Paris bezeugte ein Zuschauer sehr laut seinen Beifall. „In der That“, rief er aus, „Beaumarchais hat außerordentlich viel Talent.“ Zufälligerweise befand sich der Dichter in einer Loge nebenan, so daß er den Ausruf hören konnte. Er sagte daher zu jenem Zuschauer: „Das Wörtchen Herr hätte Ihnen doch wahrlich nicht den Mund zerrissen!“ Sofort aber erhielt er zur Antwort: „Was ich gesagt, widerrufe ich nicht. Ja, Beaumarchais hat viel Talent, Herr von Beaumarchais dagegen ist ein Hochmuthsnarr!“ Herr von Beaumarchais war nicht bloß hochmüthig, er war ein bösariger Intrigant und arger Schwindler. So verfaßte er eine Schmähchrift gegen Marie Antoinette und unterdrückte sie nur, weil ihn der Polizeiminister Sartines dafür bezahlte. Obendrein versuchte er der Maria Theresia dadurch Geld abzulocken, daß er einen Raubanfall erdichtete, welchen die Spießgesellen des angeblichen Verfassers jener Schmähchrift, eines Juden Angelucci, im Lichtenholzer Walde bei Nürnberg gegen ihn ausgeübt hätten. Die Pfliffigkeit Beaumarchais' scheiterte damals an der Schlaueit des alten Rauniz, der den entlarvten Intriganten einsperrn ließ, und nur Sartines' Dazwischentreten befreite Beaumarchais aus seinem Wiener Gefängnisse: der französische Polizeiminister wollte nicht

den Anschein haben, als sei er der Betrogene. Die interessante und packende Schilderung der berühmten Räubergeschichte, welche Beaumarchais in einem Briefe gegeben, muß man mit derjenigen vergleichen, welche v. Arneth in seiner Schrift „Beaumarchais und Sonnensels“ (Wien 1868) nach authentischen Documenten des Wiener Archivs veröffentlicht hat! Durchaus nicht vorthellhafter für Beaumarchais sind die Enthüllungen, die C. A. Dauban in seinem Werke „Les prisons de Paris sous la révolution“ (Paris 1870) nach ungedruckten Documenten und eigenen Briefen Beaumarchais' über diesen gemacht hat. Daraus geht unwiderleglich hervor, daß Beaumarchais einer der Hefler des Abbé de Gevigney war, einer der Bibliothekare der Pariser großen Bibliothek, der diese reiche Sammlung um Karten und Urkunden im Werthe von mehr als einer Million bestohlen. Da diese Papiere und Pergamente fast ausnahmslos Rechts- und Abelsittel waren, läßt sich ihr absoluter Werth gar nicht angeben: sie sind unerseßlich. Aus einem Briefe Beaumarchais' an den Polizeilieutenant Lenoir vom 12. Mai 1785 geht hervor, daß er zwei große Magazine in der Nähe des Kapuziner- und Jakobinerklosters in Paris gemiethet hatte, um die gestohlenen Documente unterzubringen. Noch mehr! Beaumarchais hat erwiefernmaßen auch eine große Anzahl von Papieren aus den Archiven der Bastille bei deren Plünderung an sich gebracht, d. h. entwendet! s.-m.

Bu unseren Illustrationen.

In der Arena. Originalzeichnung von Frank Kirchbach. Wir entnehmen dieses Kunstblatt einem hervorragenden Prachtwerk, welches in dem Verlage von Friedrich Adolf Ackermann in München unter dem Titel: „Die letzten Tage von Pompeji“, 20 Tischzeichnungen zu C. Bulwer's Erzählung von Frank Kirchbach erschienen ist. Der Künstler führt uns durch „In der Arena“ eine jener ergreifenden Scenen vor, welche das Bulwer'sche Werk so packend und fesselnd schildert. Glaukus, der edle Athener, schmählich zum Tode verurtheilt, ist nur mit dem Stilus bewaffnet in die Arena gestossen worden, um gegen den seit 24 Stunden ohne Nahrung gelassenen Löwen sein Leben zu verteidigen. „In der klassischen Schönheit seines Baues und seiner Gliedmaßen, in seiner sinnenden, doch runzellosen vom Haupthaar umwogten Stirn, in der hohen Geringsachtung und in der Unbezähmbarkeit seiner Seele, die man deutlich aus seiner Stellung, auf seinen Lippen, in seinen Augen wahrnahm, schien er die wahrhaftige geistige und körperliche Verjüngung der Tapferkeit seines Vaterlandes — der Gottheit der Anbetung desselben — zu gleicher Zeit ein Held und ein Gott zu sein.“ Glaukus hatte seine Glieder gebeugt, als wollte er sich die feste und aufmerksamste Stellung geben, indem er den Anlauf des Löwen erwartete. Hoch erhoben hielt er seine kleine blühende Waffe, in der schwachen Hoffnung, daß ein wohlgeführter Stoß — denn er wußte, daß nur zu einem Stoße ihm Frist gelassen war — durch das Auge in das Hirn seines grimmen Feindes fahren könnte, der ihn mit halber Eile umkreiste, den ungeheueren Kopf von Seite zu Seite wendend und mit dem Schweif den Sand der Arena peitschend. — x. —

Prima Ballerina. Originalzeichnung von H. Schlittgen. Wir veröffentlichen diese Originalzeichnung als die charakteristische Leistung eines unserer gewandtesten deutschen Illustratoren, der sich augenblicklich in Paris aufhält, um seine etwas der französischen Manier ähnelnde Behandlung der Stoffe weiter auszubilden. Den größeren Theil ist H. Schlittgen durch seine vielfachen trefflichen kunstreichen Illustrationen in den fliegenden Blättern bekannt geworden. Leicht und genial entwirft er seine

Figuren und lauscht ihre charakteristischen Eigenschaften meisterhaft dem modernen Leben ab. x. —

Karawanjerai in Stutari. Nach dem Gemälde von K. von Ottenfeld. Siehe Artikel von Adolf Ebeling.

Miscellen.

Unbestellbar. Als Columbus seine erste Fahrt nach dem fernen Westen antrat, ließ er sich vom König von Spanien einen Empfehlungsbrief an den — Kaiser von China mitgeben. Da er es auch nach der Entdeckung des neuen Landes als zweifellos ansah, daß er Ostindien von der entgegengesetzten Seite her erreicht habe, wollte er nun bei den Eingeborenen Erkundigungen über jenen Herrscher einziehen und sandte daher an verschiedenen Stellen Dolmetscher an's Land, welche der arabischen oder einer andern orientalischen Sprache mächtig waren, um mit den Eingeborenen zu reden. Obwohl man die Sprache der Zusulaner nicht verstand, deutete er doch die Zeichen, mit welchen sie antworteten, dahin, daß der mächtige Großkhan von China ganz nahe sein müsse! Indeß blieb der Empfehlungsbrief doch begreiflicherweise schließlich — unbestellbar. A. G.

Ein dänischer Methusalem. Noch heute weiß in Dänemark, wie man zu sagen pflegt, jedes Kind von dem steinalten Drakenberg zu erzählen, der, 1626 zu Drontheim in Norwegen geboren, 1772 in seinem Wohnorte Narhuus starb, also ein Alter von 146 Jahren erreichte! In seinen jüngeren Jahren Seemann, hatte derselbe später eine Stelle auf einem Gute des Grafen Dannenskiold-Samsøe, wo er zuletzt auch das Gnadenbrod aß. Bis zu seinem 110. Jahre blieb Drakenberg unbeweist, dann erst gab er sein Junggesellenleben auf, und als er zu seiner Trauung gewisser Papiere bedurfte, holte er sie sich selbst aus seiner Vaterstadt, von der er damals weit entfernt (in Jütland) war. Nachdem er etwa 20 Jahre verheirathet gewesen, starb ihm die Frau, und als Hundertunddreißigjähriger machte er sich noch einmal an die Werbung um ein junges Bauernmädchen, sowie später um Andere, ward aber abgewiesen. Als er gestorben, nachdem er unter sechs dänischen Königen gelebt hatte, wurde er in der Domkirche zu Narhuus begraben, wo man vor nicht langer Zeit noch seine Leiche als unverwesliche Mumie zeigte. Ein Bildniß dieses Wunder-Greises befindet sich auf dem Rathhause zu Narhuus. Solche durch ihr respectables Alter zu den seltensten Ausnahmen zählende Menschen müssen allerdings von jener fieberhaften Lebensgier und athemlosen Lebenshaft, die das charakteristische Merkmal unserer Zeit bilden, verschont geblieben sein und sich mit Genüssen begnügt haben, welche frei sind vom Gifte der Erschlaffung. Gegen die Wirkung dieses Giftes helfen schließlich alle Schätze der Welt nichts, wie sie andererseits jede Widerstandskraft im Falle eines empfindlichen Glückswechsels lähmt und insbesondere die Ausübung einer unschätzbaren Kunst verhindert: die der Kunst, arm zu werden! s.-m.

Technisches.

Deutsche und französische Panzerthürme. Wie unseren Lesern erinnerlich, haben die Budarester Schießversuche eine Entscheidung zwischen dem deutschen Panzerthurm von Schumann-Gruson und dem französischen von Maignin nicht ergeben. Dieser erwies sich nämlich als nicht widerstandsfähig genug, während jener Fehler in dem Bewegungsmechanismus aufwies, die dessen dauernder Einführung im Wege standen. Gruson, der Erbauer des Thurms, blieb glücklicherweise die Beseitigung dieser Mängel nicht lange schuldig. Vor einigen Wochen trat er mit

einer Verbesserung seiner gepanzerten Lafette hervor, die allen Ansprüchen genügen dürfte. Es reicht nämlich jetzt ein Hebel hin, um nicht nur den Thurm nach jedem Schuß so zu setzen, daß die Geschützöffnung dem Feinde nicht mehr sichtbar ist und ihn für den Augenblick des Abfeuerns wieder in die frühere Lage zu bringen, sondern auch das Geschütz zu laden, in die Schanze zu bringen und zu richten. Andererseits ist Maugin vor wenigen Tagen mit einer neuen Thurmconstruction hervorgetreten, die den geringsten Mängeln abhilft. Der erste Thurm hatte die Gestalt eines niedrigen Cylinders und bot somit den Geschossen eine viel zu große Trefffläche. Der neue aber hat fast genau die Gestalt eines Gruson'schen Thurmes, bildet also eine ganz flache Kuppel, über welche die feindlichen Granaten hingeleiten werden. Die nebenbühlerischen Panzerlafetten unterscheiden sich somit im Wesentlichen nur noch in dem Mechanismus und in der Wahl der Armirung. Der deutsche birgt ein oder zwei Krupp'sche, der französische eine gleiche Anzahl Vange'scher Geschütze. Die neue französische Kuppel besteht aus 25 Centimeter dicken Eisenplatten, aus denen die beiden Geschützöffnungen, und zwar nur im Augenblick des Abfeuerns, möglichst wenig heraustreten. Die Bewegungen der ganzen Kriegsmaschine erfolgen durch Wasserdruck. Maugin hat jedoch die Anwendung der Electricität vorgezogen. G. v. W.

Ein sonderbarer Eisenbahnwagen. Vielen Leuten genügt die schon ganz anständige Geschwindigkeit unserer Eisenbahnzüge nicht mehr und sie zerbrechen sich nach Mitteln zu deren Steigerung den Kopf. Die zu besiegenden Schwierigkeiten sind einfacher Art: Einmal liegen sie in den Krümmungen und Steigungen der Eisenbahnen, welche erstere bei großen Geschwindigkeiten ein Entgleisen herbeiführen können, während die Steigungen eine Verlangsamung nothwendigerweise zur Folge haben. Die zweite Schwierigkeit bildet der zu kleine Durchmesser und damit die erhöhte Reibung der Räder: die dritte endlich die zu geringe Heizfläche der Locomotivkessel, welche, sobald die Schnelligkeit ein gewisses Maß überschreitet, dem ungeheuren Dampfverbrauch nicht mehr gewachsen sind. Die beiden letzteren Schwierigkeiten hofft nun der französische Ingenieur Estrades durch eine von ihm erfundene Riesencocomotive mit sehr großem Kessel und sechs gekuppelten Triebädern von nicht weniger als 2 1/2 Meter Durchmesser zu heben, sodas die Maschine bei jeder Umdrehung derselben nahe an 8 Meter Schiene verschlingt. Eine solche Locomotive der Zukunft hat er bereits auf eigene Kosten gebaut, ebenso die sonderbar aussehenden Wagen. Die ungeheure Reibung bei den üblichen kleinen Rädern beseitigt er durch Anwendung von vier Rädern von gleichem Umfang als die der Maschine. Somit liegen die Achsen 1 1/2 Meter über den Schienen und der Fußboden des Wagens noch höher, was eine bedenkliche Erhöhung des Schwerpunktes zur Folge hätte, wenn Estrades nicht auf den Gedanken gekommen wäre, vor, zwischen und hinter den Rädern je eine Abtheilung III. Klasse, sowie über und unter den Achsen Räume für das Gepäck oder die Post anzubringen. Die obere Abtheilung ist nach amerikanischem System mit einem Gange in der Mitte gebaut, und man gelangt durch Treppen hinauf. — Mit diesem Material, welches demnächst einer entscheidenden Probe unterworfen wird, hofft Estrades eine Geschwindigkeit von 120 Kilometern in der Stunde, oder, den Aufenthalt eingerechnet, von 100 Kilometern, d. h. 40 mehr als bei den jetzigen Schnellzügen. Man würde also z. B. in sechs Stunden von Berlin nach

Köln fahren, während die jetzigen Eilzüge zehn Stunden dazu brauchen. G. v. W.

Magisches Buchstaben-Quadrat.

Von Eugen Willenius.

a	a	a	a	a
a	b	e	e	e
e	l	n	n	o
o	r	r	s	s
t	t	t	t	w

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so umzustellen, daß die senkrechten Reihen gleich den waagrechten lauten. Von den fünf Reihen nennt die erste: ein Hausgeräth, die zweite: eine Muse, die dritte: ein Nahrungsmittel, die vierte: eine indobritische Gouverneurin, und endlich die fünfte: eine Rechtsperson.

Auflösung folgt in Nr. 1 des nächsten Jahrgangs.

Auflösung des Silberräthfels aus Nr. 21.

	Abelaide	
	Mosini	
	Gaudebec	
Reisenhöf.	Sabarah	Eichenhoff.
	Erle	
	Norwegen	
	Sarab	
	Erinoco	
	Feier	
	Tarif	
	Borndorf	

Welt-Telephon.

Ad. B. in Bremen. Fordern Sie nicht das Schicksal heraus! Es dichtet jeder Jugendwärmer — „aber fragt mich nur nicht wie!“
 Fr. W. B. in Danzig. Sie sind etwas Bestimmtes, Verehrte, das wird aber durch's Dichten auch nicht besser. Schöpfen Sie lieber Frohsinn aus der Verstreung, die das Leben bietet, es reicht einmal Jedem seinen Theil zum Glücke dar, wenn er ihn nur zu fassen versteht. — Gewiß dürfen Sie ein Heubonnm wählen, aber erst heißt es etwas schreiben, was — brauchbar ist.

Herrn Dr. K. in R. Oern theilen wir Ihnen mit, daß der „Allgemeine deutsche Congreß zur Förderung überlebenscher Interessen“ vom 12. bis 16. September d. J. in Berlin stattfindet. Wenden Sie sich an Herrn Dr. Zimmlich, dem Director des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande.

Christ. K. in Stuttgart. Wenn die deutsche Poesie Sie in den Museuhallen erregt, ist dies nur lobend anzuerkennen. Dichten Sie in Gottes Namen — aber zum eigenen Vergnügen, dann thut es Niemand etwas zu Leide.

Stud. W. in Leipzig. Wir sind mit Material auf lange Zeit versehen und haben nur wenig Raum für literische Erzeugnisse. „Gellimer's Magisches“ läßt sich immerhin lesen.

Endochitos in Berlin. Wie Sie fragen — so die Antwort — nein! — Ein guter Geistesbaumwetter ist nach lange kein Dichter und die härmlichen Regungen der Jugend, die zum Dichten drängen, legen sich bald im Ernst des Lebens. So wie Ihnen, Verehrter, ist es schon so Manchem gegangen. Betrachten Sie das Geistesjügend, die erlernte Wissenschaft als „melkende Kuh“ — Sie werden mehr erreichen und glücklicher sein.

F. E. in W. Ein sehr empfehlenswerthes Geschenk ist in diesem Falle: „Feier's Aesthetische Briefe“, wenigstens rathen wir dazu mehr.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden. — Verlag des Univerjum (E. Fricke) in Dresden.
 Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.